



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit:

Das Objekt in der deutschen Grammatik

Verfasser:

Gábor Fónyad, Bakk. Phil.

angestrebter akademischer Grad:

Magister der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, im April 2009

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 332

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Deutsche Philologie

Betreuer:

Univ. Prof. Dr. Richard Schrodtt

Ich danke meiner Familie, insbesondere meinen Eltern, für die bedingungslose Unterstützung über die gesamte Dauer meines Studiums.

Meinem Betreuer, Univ. Prof. Dr. Richard Schrodt, danke ich für eine exzellente Betreuung und seine Bereitschaft, auf meine Fragen jederzeit detailliert einzugehen. Er stand mir von Anfang an mit fachlichem Rat und, was manchmal nötig war, mit Ermutigungen, durchzuhalten, zur Seite.

Dr. Jacqueline-Ann Stark und Nicolas Detering danke ich für ihre kritische Durchsicht der Arbeit und ihre konstruktiven Vorschläge.

Ich danke Elisabeth für alles.

Und bei all jenen möchte ich mich bedanken, die auf die eine oder andere Weise das Zustandekommen der folgenden 122 Seiten ermöglicht haben.

Ich widme diese Arbeit meinen Eltern.

Inhaltsverzeichnis:

1. Einleitung	7
1.1. Allgemeine Bemerkungen und Zielsetzung	7
1.2. Zur Methodik.....	8
2. Terminologische Fragestellungen	10
2.1. Allgemeine Bemerkungen	10
2.2. Herkunft der Terminologie.....	12
2.2.1. Antike Logik und Grammatik	12
2.2.2. Traditionelle Grammatik.....	15
2.3. Gängige Unterteilungen des Objekts.....	18
2.3.1. ‚Direktes Objekt‘ und ‚Indirektes Objekt‘	18
2.3.2. ‚Primäres Objekt‘ und ‚Sekundäres Objekt‘	21
2.3.3. Einteilung nach semantischen Kriterien.....	24
2.4. Das Objekt in unterschiedlichen grammatiktheoretischen Ansätzen	29
2.4.1. Traditionelle Grammatik (Schulgrammatik).....	30
2.4.2. Valenz- und Dependenzgrammatik.....	36
2.4.3. Generative Grammatik	40
2.4.4. Sprachtypologie.....	45
2.5. Zwischenresümee und Hypothese I.....	52
3. Form, Funktion und Bedeutung des Objekts.....	53
3.1. Kategorie und syntaktische Funktion (Relation).....	53
3.2. Morphosyntaktischer Ausdruck und Semantik.....	54
3.3. Syntaktische Funktion (Relation) und Semantik.....	55
3.4. Mögliche Zusammenhänge.....	57
3.5. Exkurs: Subjekt und Objekt im Finnischen.....	57
3.6. Fillmores Kasusgrammatik.....	59
4. Objekte und Nicht-Objekte	63
4.1. Abgrenzungsschwierigkeiten.....	63
4.1.1. Ergänzungen vs. Angaben.....	63
4.1.1.1. Die ‚freien Dative‘	66
4.1.1.2. Zur Bedeutung der Verbsemantik – ein Beispiel	72
4.1.2. Objekte vs. andere Ergänzungen.....	73
4.2. Fließender Übergang oder klare Grenzen?	75
4.3. Zwischenresümee und Hypothese II.....	81
4.4. Der Objektstatus des indirekten Objekts	83

5. Die Zusammengehörigkeit von Verb und direktem Objekt.....	88
5.1. ‚GR Hierarchy‘ und ‚Case Hierarchy‘	89
5.2. Wortstellung	93
5.2.1. Exkurs: ‚Neurosyntax‘	95
5.3. Inkorporierung und ‚Exkorporierung‘	96
5.3.1. Inkorporierung.....	96
5.3.2. ‚Exkorporierung‘ und Degrammatikalisierung	103
5.4. Zwischenresümee	111
6. Zusammenfassung und Ergebnis.....	113
6.1. Zusammenfassung	113
6.2. Ergebnis	114
Literaturverzeichnis.....	116
Anhang	122
Abstract (English)	122
Abstract (Deutsch).....	122
Lebenslauf	124

1. Einleitung

1.1. Allgemeine Bemerkungen und Zielsetzung

Objekt ist vieles: Objekt der Begierde, Untersuchungsobjekt, Objektsprache, irgendein Gebäude, das zum Beispiel „Objekt 27“ oder „Objekt 5d“ heißt. Aber auch das Objektiv einer Kamera und die Objektivität haben etwas damit zu tun. Es kann im Grunde jeder Gegenstand Objekt sein, den man aus einem bestimmten Blickwinkel betrachtet: Ein Apfel ist ein Objekt für den Maler¹, der ihn malt; ein Rasenmäher ist ein Objekt, wenn er als Kunstwerk in einem Museum ausgestellt ist; eine Vase ist ein schönes Objekt, wenn sie der Betrachter als schön empfindet; usw. In der Philosophie nimmt das Objekt überhaupt eine wichtige Rolle ein: Man denke an das Subjekt-Objekt-Problem. Damit verwandt ist das Objekt in der Ästhetik: Friedrich Schiller versucht in den „Kallias-Briefen“, Schönheit objektiv-sinnlich zu bestimmen. Die lateinische Bedeutung des Verbs *obicior* heißt so viel wie: ‚entgegenwerfen; entgegenstellen; vorwerfen; vorhalten; verursachen‘. Ein Objekt scheint also immer etwas Gegenüberstehendes zu sein, etwas Projiziertes, etwas auf etwas anderes Bezogenes – nicht zufällig ist das Subjekt nicht weit, wenn das Objekt da ist. Subjekte sind irgendwie menschlicher, Objekte irgendwie sächlicher. Und wenn ein Mensch doch ein Objekt ist, so meist in einem abwertenden Sinn, etwa als jemand, der von jemand anderem gelenkt oder beherrscht wird.

Was aber ist ein Objekt in der Sprache? Oder: Was sind Objekte in der deutschen Sprache? Oder vielmehr: Was sind Objekte in der Sprachwissenschaft? Sind Objekte von Grammatikern erfunden worden oder sind sie in der Sprache von Natur aus vorhanden? Und wenn ja, dann in welchen Sprachen: Nur in ganz bestimmten oder in allen?

Das Ziel dieser Arbeit wird wie folgt definiert: Was kann man als Objekt in der Grammatik der deutschen Sprache bezeichnen und könnte dieses Ergebnis auch für andere Sprachen gültig sein? In welchem Gebiet der Grammatik ist das Objekt zu suchen und ist jedes Objekt zweifelsfrei ein Objekt oder gibt es Grenzfälle? An Letzteres schließt die Frage an, ob diese nur Grenzfälle sind, weil ihr grammatischer Status mit den Mitteln der Sprachwissenschaft nicht erfasst werden kann oder weil sie sich auch in der sprachlichen Realität zwischen mehreren Eckpunkten bewegen.

¹ Die maskuline grammatische Form – ‚der Maler‘, ‚der Leser‘, ‚der Muttersprachler‘ usw. – drückt immer auch das feminine biologische Geschlecht – ‚die Malerin‘, ‚die Leserin‘, ‚die Muttersprachlerin‘ usw. – aus und ist somit als geschlechtsneutral zu verstehen. Auf die Schreibweise ‚die/der MalerIn‘ oder ‚die Malerin und der Maler‘ wird aus sprachökonomischen Gründen und zugunsten der Übersichtlichkeit verzichtet.

1.2. Zur Methodik

Diese Arbeit versteht sich explizit als *nicht-empirisch*. Die Vorgehensweise ist nicht induktiv, sondern deduktiv. Auf breit angelegte Datenkorpora und Umfragen wird verzichtet, und zwar aus folgenden Gründen:

- (a) Die Fragestellung ist ausschließlich eine theoretische – empirische Untersuchungen könnten höchstens die auf diese Weise erarbeiteten Hypothesen verifizieren oder falsifizieren.
- (b) Ein Datenkorpus, der umfangreich genug wäre, um der Komplexität der Fragestellung gerecht zu werden, würde den Rahmen einer Diplomarbeit sprengen.

Sogenannte Grammatikalitätsurteile sind ein wichtiger Bestandteil der Arbeitsweise – auch wenn dem Verfasser bewusst ist, dass diese Methode auch ihre Nachteile hat. Als Grundlage dafür kann durchaus die Annahme einer in irgendeiner Weise angeborenen Grammatikkompetenz jedes Menschen genannt werden, die individuelle Urteile über die Wohlgeformtheit von Sätzen erlaubt. In Zweifelsfällen werden einzelne Muttersprachler befragt. Auch wenn diese Arbeit nicht der Generativistischen Sprachwissenschaft zuzuordnen ist, wird an der Grundidee Noam Chomskys festgehalten, die Günther Grewendorf folgendermaßen beschreibt:

Die Frage ist, ob und inwiefern intuitive Grammatikalitätsurteile eine verlässliche Basis für die Überprüfung linguistischer Hypothesen darstellen. Chomsky ist skeptisch gegenüber der Annahme, breit angelegte Daten-Korpora würden die Überprüfung einer linguistischen Theorie auf eine gesichere Grundlage stellen als intuitive Grammatikalitätsurteile. Zum einen könnte es sein, daß derartige Korpora die theoretisch interessanten Daten gar nicht enthalten. Zum anderen geht es der linguistischen Theorie um die Rekonstruktion der grammatischen Kompetenz des Sprecher-Hörers, und diese drückt sich gerade in seinen intuitiven Grammatikalitätsurteilen aus. (Grewendorf 2006: 96)

Untersucht werden soll das Objekt im Deutschen. Das schließt aber die Miteinbeziehung anderer Sprachen, wo es hilfreich ist, nicht aus. Hier wird sehr wohl auf empirische Daten zurückgegriffen, allerdings aus zweiter Hand, nämlich in Form von Beispielen aus der Sprachtypologie.

Folgende Punkte werden im Rahmen dieser Arbeit nicht behandelt und werden daher auch bewusst ausgespart oder teilweise am Rande erwähnt:

- (a) Passivkonstruktionen,
- (b) Ergativität im Deutschen (*mir ist kalt*),
- (c) das Präpositionalobjekt (*ich denke an dich*),
- (d) das Genitivobjekt (*ich gedenke deiner*) und
- (e) Doppelobjekt-Konstruktionen (*Susi lehrt mich das Schwimmen*).

Einem Überblick über die Satzgliedterminologie – der sowohl den historischen Hintergrund als auch aktuelle grammatiktheoretische Ansätze reflektiert (Kap. 2) – folgen Überlegungen zum Verhältnis von Form (Ausdruck), Bedeutung (Inhalt) und Relation (Funktion) des Objekts (Kap. 3). Diese beiden Abschnitte sollen auf methodische Mängel und die terminologische Unschärfe in der häufig (aber nicht immer) kritiklos übernommenen Liste der Satzglieder hinweisen und ein Bewusstsein für die Komplexität der Fragestellung schaffen. Im Kap. 4 wird der Frage nachgegangen, wodurch sich das Objekt von anderen Satzgliedern unterscheidet. Dabei geht es auch darum, ob bestimmte Satzglieder lediglich ‚objekthafter‘ sind als andere und folglich die Grenzziehung zu ‚weniger objekthaften‘ Satzgliedern eine willkürliche ist oder aber ob bestimmte Satzglieder von Natur aus Objekte sind und eindeutig von sogenannten ‚Nicht-Objekten‘ unterschieden werden können. Erst eine Entscheidung für eine dieser beiden Optionen – die wohl mehr ein Bekenntnis ist – ermöglicht es, das Verhältnis von Verb und (direktem) Objekt gesondert zu beleuchten (Kap. 5).

2. Terminologische Fragestellungen

2.1. Allgemeine Bemerkungen

Zunächst sind keinerlei Probleme von der Frage zu erwarten, was denn unter ‚Subjekt‘, ‚direktes Objekt‘ und ‚indirektes Objekt‘ zu verstehen sei. Es darf keine Probleme bereiten, so scheint es. Denn mit einem soliden schulgrammatischen Wissen ausgestattet, ist es ein Leichtes, diese Frage zu beantworten: Das Subjekt steht im Nominativ und bezeichnet denjenigen, der etwas macht; das direkte Objekt steht im Akkusativ und ist von der Handlung direkt betroffen; das indirekte Objekt steht im Dativ und ist von der Handlung weniger direkt betroffen. Gänzlich fehl am Platz ist eine solche knappe und verständliche Definition nicht, da es tatsächlich viele Sätze gibt, die auf diese Weise analysiert werden können. So zum Beispiel der Satz:

(1) *Der Vater gibt dem Kind eine Tafel Schokolade.*

Der Vater steht im Nominativ und ist das Subjekt, *eine Tafel Schokolade* steht im Akkusativ und ist das direkte Objekt und *dem Kind* steht im Dativ und ist das indirekte Objekt. Man könnte daher auch sagen, je überblicksartiger eine Darstellung ist – oder: je geringer der theoretische Anspruch –, desto eher werden diese Termini verwendet. Denn wie die folgenden Kapitel zeigen werden, sind erstens diese Termini nicht immer treffend und zweitens werden sie der Komplexität, die sich erst nach einem Blick unter die grammatische Oberfläche zeigt, bei weitem nicht gerecht.

In der alten Satzgliedlehre verbleibend, kann eine erste Einschränkung gemacht werden: ‚Subjekt‘ und ‚Objekt‘ sind relationale Größen, und als solche können sie nur im Satzkontext bestimmt werden. Auch hier ohne theoretische Reflexionen anzustellen, sind davon Wortarten zu unterscheiden, die feste Größen sind und weitgehend unabhängig von ihrer Position im Satz und ihren Verhältnissen untereinander bestimmt werden können. Betrachten wir den folgenden Satz:

(2) *Mein Hund sieht die Enten.*

Die Wörter *Hund* und *Enten* sind unabhängig von ihrer syntaktischen Funktion Substantive, während *sieht* zur Wortart der Verben gehört. In der Satzgliedlehre ist *mein Hund* Subjekt und *die Enten* Objekt. Die Satzglieder können allerdings erst im Kontext bestimmt werden, denn

die Phrase *die Enten* an sich gibt noch keine Auskunft darüber, ob es sich dabei um ein Subjekt oder ein Objekt handelt. Daraus ist eine erste Umschreibung von ‚Subjekt‘ und ‚Objekt‘ möglich: Ein Objekt kann es nur dann geben, wenn es auch ein Subjekt gibt. Objekte *an sich* gibt es nicht.

Die verlockende Schlussfolgerung, dass ein Objekt nichts anderes als ein Nicht-Subjekt ist, dass also das Objekt schlicht das ist, was übrigbleibt, wenn man das Subjekt in einem Satz bestimmt hat, greift zu kurz. Mit einem ähnlichen Hinweis eröffnet Plank (1984: vii) den Sammelband „Objects“ mit der Bemerkung: „Indeed one might have hoped that almost all that is to be known about objects would conveniently be obtained as a by-product of work [...] on subjects, all objects being essentially nothing but non-subjects“. Die Duden-Grammatik schreibt aber dennoch: „**Objekt:** Aktant, der kein Subjekt ist“ (Duden 2006: 1267).

Häufig, vor allem in Schulgrammatiken, spricht man von ‚Akkusativobjekt‘ und ‚Dativobjekt‘, was eine Bestimmung von Satzgliedern allein über ihre morphologische Form zu ermöglichen vorgibt: Ein direktes Objekt wäre demnach ein im Akkusativ, ein indirektes Objekt ein im Dativ und ein Subjekt ein im Nominativ stehendes Substantiv. Das ist zwar zum Großteil der Fall, aber der Umkehrschluss ist nicht zulässig: Denn nicht jedes akkusativisch markierte Substantiv ist auch ein direktes Objekt, wie die folgenden Beispiele zeigen (NOM = Nominativ, AKK = Akkusativ, S = Subjekt, DO = direktes Objekt):

(3) *Franz* *isst* *einen Apfel.*
 NOM = S AKK = DO

(4) *Der Hund* *isst* *den ganzen Tag.*
 AKK ≠ DO

Das akkusativisch markierte Substantiv in (2) ist in der Tat ein direktes Objekt, die Wortgruppe *den ganzen Tag* in (4) ist aber trotz der akkusativischen Form kein direktes Objekt, sondern ein adverbialer Akkusativ.

Aber auch die Bestimmung des Subjekts verläuft nicht ganz ohne Schwierigkeiten, will man sich an die strikte Übereinstimmung von Nominativ und Subjekt halten (DAT = Dativ, IO = indirektes Objekt):

(5) *Mir* *gefällt dieses Haus.*
 DAT = IO? NOM = S?

In diesem Satz ist *mir* das sogenannte psychologische Subjekt, unabhängig von seiner Dativmarkierung. Der Inhalt des Satzes kann auch mit einer anderen Kasusmarkierung wiedergegeben werden (PP = Präpositionalphrase, PO = Präpositionalobjekt):

- (6) *Ich* *mag* *das Haus.*
 NOM = S AKK = DO
- (7) *Ich* *finde Gefallen an dem Haus.*
 NOM = S PP/PO

2.2. Herkunft der Terminologie

2.2.1. Antike Logik und Grammatik

Die Termini ‚Subjekt‘ und ‚Prädikat‘ entstammen nicht der primären Beschäftigung mit der Sprache, sondern haben ihren Ursprung in der antiken Logik. Platon² unterscheidet im Dialog *Sophistes* zum ersten Mal überhaupt zwischen *ónoma* (heute: Nomen) und *rhēma* (heute: Verb) als den beiden Bestandteilen einer Aussage. Diese Unterscheidung geht auf die Prädikatenlogik zurück, in der eine Substanz mit bestimmten Akzidenzien versehen wird. Die syntaktische Struktur und die ontologische Ebene verlaufen bei Platon parallel, und zwar insofern, „als jemand, der aus einem Nenn- und einem Aussagewort einen Satz bildet, z.B. den Satz *Theätet sitzt*, ‚einen Gegenstand, um den es sich dabei handelt, mit einer Handlung‘ [...] [*Sophistes* 262 e 12], d.h. eine Sache mit einer bestimmten Weise des Sich-Verhaltens zu einem Sachverhalt verbindet“ (Schneider 1989: 1195).

Aussagekräftig ist für Platon nur die Verbindung von *ónoma* und *rhēma* zum Aussagesatz (*lógos*), für sich genommen, ist keines der beiden Satzteile sinnvoll. Diese Definition des (Aussage-)Satzes kann als die erste Syntaxtheorie und als der Anfang der abendländischen Grammatiktheorie gelten (vgl. Jungen/Lohnstein 2006: 35). Das heißt, die so wichtige Unterscheidung zwischen einzelnen Wörtern und deren Relationen zueinander ist bereits bei Platon zu finden. Für sich allein stehend, stellen die *onomata* (die Namen) noch keine Handlung dar, erst in Kombination mit dem *rhēma* werden sie zur Aussage; Wörter an sich sind noch keine Handlungen. Die Neuerung im *Sophistes* besteht darin, dass „Wahrheit“ und „Falschheit“ nun nicht mehr an die einzelnen Wörter gebunden sind, sondern Kategorien

² Vgl. zur Grammatiktheorie und Sprachphilosophie Platons im Allgemeinen, wenn nicht anders angegeben: Schneider (1989: 1194f.), Coseriu (2003: 33f., 61-64), Jungen/Lohnstein (2006: 35) und Jungen/Lohnstein (2007: 34-37).

der Rede darstellen (vgl. Coseriu 2003: 62). Dadurch wird der Untersuchung des sprachlichen Satzes, der Rede, eine große Bedeutung zugesprochen und gleichzeitig zwischen einzelnen Wörtern (den „Namen“) und ihrer Verknüpfung zu Aussagen unterschieden:

Die Eigenschaft des *logos*, Zutreffendes und Unzutreffendes auszusagen, wird nicht mehr auf die Eigenschaften der dazu verwendeten Wörter zurückgeführt. Dies geschieht in rein negativer Hinsicht. Die Wörter als solche drücken keine Handlung und auch kein Nicht-Handeln aus, sie bedeuten nicht das Wesen von etwas Seiendem. Die Funktion der einzelnen Wörter wird nicht weiter bestimmt; es wird lediglich die äußerst wichtige Unterscheidung zwischen Benennen und (Aus)sagen getroffen. Inwiefern das Wort ein Sein bedeutet, bleibt unklar. (Coseriu 2003: 63f.)

Dieses Konzept übernimmt in der Folge Aristoteles³ von seinem Lehrer Platon und unterteilt den sprachlichen Satz in *ónoma* und *rhēma*. Die Begriffe ‚Subjekt‘ und ‚Prädikat‘ stammen erst von Aristoteles und sind uns in der lateinischen Übersetzung als *subiectum* und *praedicatum* von Boethius aus der Zeit der starken Aristoteles-Rezeption in der Spätantike überliefert (vgl. Gallmann/Sitta 1992: 4, Jungen/Lohnstein 2006: 49). Sprache und Gedanken verlaufen parallel, und die Subjekts- und Prädikatsausdrücke – also die sprachliche Seite – stehen stellvertretend für die Gegenstände selbst (vgl. Coseriu 2003: 83). Auch hier sagt das Prädikat etwas über ein Nomen (das Subjekt) aus, wobei Aristoteles zwei Arten unterscheidet: Es handelt sich (a) um Bestimmungen: „S ist groß“, „S ist blau“, „S liegt rechts von...“ usw. oder (b) um Einordnungen: „S ist ein Mensch, also ein Lebewesen, also eine Substanz“, „S ist eine Elle, also eine Länge, also eine Quantität“, „S ist ein Rot-Ton, also eine Farbe, also eine Qualität“ usw. (vgl. Graeser 1996: 41). Das aristotelische Satzmodell (deren Grundstein Platon gelegt hat) schaut folgendermaßen aus (in eckiger Klammer die übersetzten Begriffe, wie sie noch heute aus schulgrammatischen Werken bekannt sind):

	wovon etwas ausgesagt wird	was ausgesagt wird
<i>lógos</i>	<i>ónoma</i>	<i>rhēma</i>
Aussagesatz	Nennwort	Aussagewort
	Substanz	Akzidenz(ien)
[Satz]	[Subjekt]	[Verb, Prädikat]

Tabelle 1: Das aristotelische Satzgliedmodell

Das ‚Subjekt‘ und das ‚Prädikat‘ stammen aus dem mittelalterlichen (spätantiken) Aristotelismus. Ursprünglich waren ‚Subjekt‘ und ‚Substanz‘ allerdings keine eins-zu-eins-Entsprechungen, wie hier in der Tabelle suggeriert wird und wozu es erst nach dem Mittelalter kam (vgl. Mesch 2005: 186).

³ Vgl. zu Aristoteles im Allgemeinen, wenn nicht anders angegeben: Schneider (1989: 1195-1197), Graeser (1996), Coseriu (2003: 71f., 80-88) und Jungen/Lohnstein (2007: 37-41).

Wichtig ist es hervorzuheben, dass (sowohl bei Platon als auch bei Aristoteles) die Sprache parallel zur Wirklichkeit strukturiert ist. Ein (Aussage-)Satz (*lógos*) entspricht der Realität: Analog zur Verbindung von Dingen und Eigenschaften in der Wirklichkeit werden in der Sprache Subjekt und Prädikat zum Satz verknüpft.⁴ Der Satz ist demnach die Wiedergabe eines *vollständigen* Gedankens und bezieht sich auf die reale Welt (vgl. Ernst 2004: 129f.). Grammatik wird hier also in einem engen Abhängigkeitsverhältnis von logischen und ontologischen Strukturen verstanden und beschrieben. Diesen philosophiegeschichtlichen Hintergrund sollte man stets vor Augen halten, wenn man Termini wie ‚Subjekt‘ und ‚Prädikat‘, aber auch ‚Objekt‘, das erst später im Mittelalter die Satzgliedliste ergänzte (vgl. Gallmann/Sitta 1992: 4, Linke/Nussbaumer/Portmann 2004: 87; siehe 2.2.2.), begegnet oder von ihnen Gebrauch macht.

Wenn man nun also das Konzept von Substanz und Akzidenz als *ónoma* und *rhēma* auf die Sprache überträgt, so kann man sagen, dass das Subjekt etwas Gegebenes ist, über das etwas ausgesagt – prädiziert – wird. Im Satz

(8) *Laura schläft.*

kommt dem Subjekt *Laura* das Prädikat *schlafen* hinzu. Das Nomen wird näher bestimmt, und zwar als im Zustand des Schlafens. Allerdings ist dieser Satz intransitiv, das Verb fordert außer dem Subjekt keine weitere Ergänzung. Bei der Frage der Objektsbestimmung ist die Verwendung des Begriffs ‚Prädikat‘ nicht einheitlich. Grundsätzlich kann ‚Prädikat‘ zwei unterschiedliche Lesarten haben (vgl. dazu auch Abraham 1988: 617 und Clément/Glück/Thümmel 2005: 502f.):

(a) Das Prädikat beinhaltet, im Sinne der logischen Zweiteilung des Satzes in Subjekt und Prädikat, neben dem Verb auch das (direkte) Objekt und steht dem Subjekt gegenüber, also: [S] [Präd (= V + O)].

(b) Das Prädikat bezeichnet nur das Verb (ohne Objekt), also: [S] [Präd (= V)] [O].

In der traditionellen Grammatik und in der Schulgrammatik wird ‚Prädikat‘ gewöhnlich mit ‚Verb‘ gleichgesetzt, also im Sinne von (b). Dann wird ein zusätzliches Satzglied ‚Objekt‘ benötigt. Auf der anderen Seite ist die Lesart (a), also die ältere, dem Satzmodell in der Generativen Grammatik sehr ähnlich. In dieser besteht ein Satz S aus den beiden unmittelbaren Konstituenten NP und VP ($S \rightarrow NP VP$), wobei NP dem Subjekt und VP dem

⁴ Für Aristoteles ist ein Urteilspruch über ‚wahr‘ oder ‚falsch‘ ausschließlich im deklarativen Satztypus möglich. Die anderen Formen der Rede wie Bitten, Gebete, Aufforderungen, Drohungen, Berichte, Fragen und Antworten gehören dem Bereich der Rhetorik und Poetik an (vgl. Graser 1996: 43).

Prädikat entspricht.⁵ Die VP kann, muss aber kein Objekt enthalten, während das Verb obligatorisch ist. Man betrachte den folgenden Satz:

(9) *Hans wäscht sein Auto.*

Nach Lesart (a) ist *Hans* Subjekt (bzw. die Subjekts-NP der Generativen Grammatik) und *wäscht sein Auto* Prädikat (bzw. $VP \rightarrow V NP$).

Wie bereits erwähnt, wird in der Schulgrammatik und in der Traditionellen Grammatik das Prädikat eher im Sinne von (b) verwendet. Dabei wird der Satz in die Satzglieder ‚Subjekt‘, ‚Prädikat‘ (= Verb) und ‚Objekt‘ unterteilt (vgl. Ernst 2004: 130f.). Im Satz (9) wäre demnach *Hans* das Subjekt, *wäscht* das Prädikat und *sein Auto* das Objekt.

Das antike Konzept der logischen Unterscheidung von Subjekt und Prädikat wurde von Grammatikern immer wieder aufgegriffen. Aber vor allem die sogenannte Traditionelle Grammatik bediente sich dieses terminologischen Inventars, was wohl nicht zuletzt dafür verantwortlich ist, dass bis in die Gegenwart Subjekte, Objekte und Prädikate weiterleben. Betrachten wir aber zunächst die Traditionelle Grammatik.

2.2.2. Traditionelle Grammatik

Die sogenannte ‚Traditionelle Grammatik‘ ist keineswegs als eine homogene Grammatiktheorie zu verstehen, weder zeitlich noch theoretisch. Bei der Traditionellen Grammatik handelt es sich folglich entweder um Grammatiktheorien, die in der Vergangenheit erarbeitet wurden, oder um gegenwärtige Richtungen, die traditionelle Ideen der Grammatikschreibung übernehmen oder weiterentwickeln. Häufig wird der Begriff auch in einem pejorativen Sinn verwendet, zusammenfassend für alle Richtungen, die keiner der „neueren“ Theorien (Dependenztheorie, Generative Grammatik usw.) verpflichtet sind (vgl. Piitulainen 1980: 35). Im Folgenden meint ‚Traditionelle Grammatik‘ die historisch-vergleichende Sprachwissenschaft, die vor allem im deutschsprachigen Raum im 19. und frühen 20. Jahrhundert betrieben wurde. Auch diese übernahm die antike Terminologie für die Benennung der Satzglieder. Sie hat sich vor allem in der didaktisch ausgerichteten

⁵ Trask (2007: 317) setzt sogar die „moderne“ Verbphrase mit dem „alten“ Prädikat gleich: „Traditional grammarians divided a typical sentence into two parts: a subject and a predicate. In our modern elaboration of this, the syntactic category which acts as a subject is a noun phrase, while the category acting as a predicate is a *verb phrase*.“ – Palmer (1994: 2) weist explizit darauf hin, dass Chomsky in seinem Standardwerk „Syntactic structures“ von 1957 die traditionelle Subjekt-Prädikat-Struktur übernommen habe.

Grammatikschreibung und in neueren Ausprägungen der Traditionellen Grammatik bis in die Gegenwart erhalten.

Im Gegensatz zum rationalistischen Ansatz der Neuzeit (in der bereits Ideen einer Universalen Grammatik aufkamen) trat Anfang des 19. Jahrhunderts die historische Dimension der Sprache in den Mittelpunkt der Untersuchung (vgl. Jungen/Lohnstein 2006: 61). Eng verknüpft mit diesen Entwicklungen ist die Sprachphilosophie Wilhelm von Humboldts. Er betrachtet die Sprache als einen wachsenden (und also sterbenden) Organismus, der sich ständig verändert und niemals zu einem Stillstand kommt: „Die Sprache, in ihrem wirklichen Wesen aufgefaßt, ist etwas beständig und in jedem Augenblicke Vorübergehendes. [...] Sie selbst ist kein Werk (Ergon), sondern eine Tätigkeit (Energie).“ (Humboldt 2000: 36) Sprache und Denken stehen für Humboldt in einem permanenten Wechselprozess, der sich nicht auf eine einseitige Beeinflussung (also Sprache > Denken oder Denken > Sprache⁶) reduzieren lässt. Diese enge Verschränkung von Sprache und Denken veranlasst Humboldt sogar zur Annahme einer weitgehenden Übereinstimmung von Sprache und intellektueller Tätigkeit:

Die Sprache ist das bildende Organ des Gedankens. Die intellektuelle Tätigkeit, durchaus geistig, durchaus innerlich und gewissermaßen spurlos vorübergehend, wird durch den Laut in der Rede äußerlich und wahrnehmbar für die Sinne. Sie und die Sprache sind daher eins und unzertrennlich voneinander. (Humboldt 2000: 45)

Das bedeutet aber zugleich, dass Menschen, die unterschiedliche Sprachen sprechen, auch unterschiedlich denken. Es kommt dabei sogar zu einer Bewertung von einzelnen Sprachen, oder zumindest von Sprachtypen. Die Syntax gewinnt hier an Bedeutung: Für Humboldt ist der Satz weit bedeutender als einzelne Wörter, wobei ihm die Flexion als das am besten geeignete Bindeglied zwischen Denken und Sprache vorkommt; die einzelnen Sprachen befänden sich in unterschiedlich weit entwickelten Stadien, deren vollkommenste eben die Flexion sei (vgl. Jungen/Lohnstein 2007: 152, 154f.). Die „besseren“ Sprachen sind, wenig überraschend, die flektierenden indogermanischen Sprachen, während für Humboldt als „extremes Negativexempel“ (Jungen/Lohnstein 2007: 152) das Chinesische mit einer isolierenden Syntax gilt. Zu diskutieren wäre natürlich dennoch, inwiefern Humboldt tatsächlich unterschiedlich „wertvolle“ Denkweisen der unterschiedlichen „Nationen“ (eine Nation versteht er als eine homogene Sprachgemeinschaft) annahm und folglich auch von einer „primitiveren“ Sprache der „unzivilisierten“ Völker ausging. Whaley (1997: 22) merkt

⁶ ‚>‘ steht hier für ‚beeinflusst‘. Daher ‚x > y‘: ‚x beeinflusst y‘.

diesbezüglich an: „it follows that German thought is superior to Chinese thought“. Die Frage kann hier nicht weiter erörtert werden.

Im 19. Jahrhundert stand die historisch-vergleichende Methode im Mittelpunkt. Sprachliche Strukturen, so wurde behauptet, könnten nur auf diese Weise adäquat erfasst werden. In der Vorrede zum vierten Band seiner „Deutschen Grammatik“ (1819-1837) schreibt Jacob Grimm diesbezüglich:

Wer sich in untersuchungen über die deutsche sprache begibt, und darin aushält, wird mit freuden gewahren, wie das wesen und die geschichte unseres volkes in den eigenschaften und schicksalen unserer sprache sich abspiegeln. [...] Die deutsche sprache ist nicht ohne schmuck, und birgt ihn oft, nicht ohne flecken und narben, und versteckt sie nie. (Grimm 1967: Vorrede, V)

Die „eigenthümliche[n] structuren“ der deutschen Sprache müsse man laut Grimm aus der Geschichte des Volkes erklären: „Es lag mir an, solche eigenthümliche structuren hervorzuheben, welche, wie mich dünkt, aus dem kriegerischen leben und trachten unserer vorfahren erklärt werden müssen, und alle sinnlichkeit des alterhums athmen. (Grimm 1967: Vorrede, VI)“ Bei der Satzanalyse übernehmen die Grammatiker des 19. Jahrhunderts das antike Modell. Das ist sowohl bei Grimm (1967: 1) der Fall: „jeder gedanke verbindet einen gegenstand mit einer vorstellung, jeder satz der rede fordert daher ein subject und ein prädicat“ als auch bei Wunderlich (1892: 108f.), der aber gleichzeitig darauf hinweist, dass „sich ausserdem in den beiden Termini [Subjekt und Prädikat; Anm. d. Verf.] zwei verschiedene Anschauungen der älteren Grammatik wieder[spiegeln]. Das Prädikat entspringt der rein logischen Auffassung [...]“.

Aber auch im 20. Jahrhundert findet man noch ontologisch motivierte Syntaxtheorien. Ein gutes Beispiel dafür ist Regula (1968), für den der Satz nichts anderes als die Wiedergabe eines Gedankens ist. Regula definiert den Satz folgendermaßen:

„Satz“ ist sprachlicher Ausdruck eines durch Stellungnahme zur Wirklichkeit, d. i. Bestimmung von Seinsart und Zeit gekennzeichneten ein- oder mehrgliedrigen Sinnganzen. [...] Nach den Grundphänomenen des Denkens (§ 76) unterscheidet man ein entscheidend gesetztes (= geurteiltes), angenommenes, beehrtes, erfragtes und betrachtetes Sein des Satzinhalts oder „Objektivs“. (Regula 1968: 137)

Die Grundphänomene des Denkens seien dabei „Urteil, Annahme, Begehrung, Frage, Betrachtung“ (Regula 1968: 140).

Allerdings war es Karl Friedrich Becker (1775-1849), ein Zeitgenosse Grimms, auf den der Großteil der noch heute häufig verwendeten Satzgliedterminologie zurückgeht. Auch wenn Beckers Erkenntnisse keine Meilensteine in der Sprachwissenschaft gesetzt haben, wirkten sie sich doch stark auf die Schulgrammatik und die Traditionelle Grammatik aus. In

einem Satz werden laut Becker etwas Seiendes (eine Substanz, das Subjekt) und eine Tätigkeit (Verb, Prädikat) vereint (vgl. Haselbach 1966: 155). Er nimmt, ebenso wie Platon und Aristoteles, eine Analogie zwischen Denken und Sprache an und versteht den Satz als eine eins-zu-eins-Wiedergabe des Gedankens.

Die Satzgliedlehre Beckers und die Behandlung des Objekts in dessen Rahmen wird in 2.4.1. eingehender behandelt. Festzuhalten ist fürs Erste, dass Becker streng dichotomisch vorgeht und versucht, die Syntax von der Logik her abzuleiten. Der Satz ist bei ihm immer in ‚Subjekt‘ und ‚Prädikat‘ unterteilt.

2.3. Gängige Unterteilungen des Objekts

Unabhängig davon, ob die Termini Subjekt und Objekt aus sprachtheoretischer Sicht und mit Blick auf sprachliche Universalien gerechtfertigt sind, soll hier eine kurze Zusammenstellung der gängigen Unterteilungen des Objektes gegeben werden. Objekte können entweder nach formalen Gesichtspunkten (2.3.1. und 2.3.2.) oder nach semantischen Kriterien (2.3.3.) unterschieden werden. Die in 2.3.2. besprochene Unterteilung in Primäre und Sekundäre Objekte entstammt der Sprachtypologie und bezieht sich auf eine Klassifizierung, die auf Sprachen angewendet werden kann, für die die Unterteilung in ‚direktes Objekt‘ und ‚indirektes Objekt‘ nicht sinnvoll ist.

2.3.1. ‚Direktes Objekt‘ und ‚Indirektes Objekt‘

Wie selbstverständlich spricht man von direkten und indirekten Objekten im Deutschen. Dass das nicht immer so einfach ist, wird noch des Öfteren in dieser Arbeit illustriert werden. Auch hier gilt generell, was schon für die Termini Subjekt und Objekt gegolten hat: Von einem indirekten Objekt zu sprechen ist nur dann sinnvoll, wenn es auch ein direktes Objekt gibt. Denn auch hier handelt es sich um relationale Kategorien, die also nur in Bezug auf andere Größen definiert werden können. Das indirekte Objekt ist auf das Vorhandensein eines direkten Objekts im selben Satz angewiesen. Wie schon in 2.1. darauf hingewiesen wurde, werden direkte Objekte oft ‚Akkusativobjekte‘ und indirekte Objekte ‚Dativobjekte‘ genannt:

(10) *Franz gibt seinem Hund einen Knochen.*

In (10) markiert der Akkusativ das direkte Objekt *einen Knochen* und der Dativ das indirekte Objekt *seinem Hund*, in diesem Fall den Empfänger. Aber nicht nur eine grundsätzliche Übereinstimmung von Akkusativ und direktes Objekt, sondern auch von Dativ und indirektes Objekt muss abgelehnt werden:

- (11) *Franz hilft seiner Großmutter.*
DAT $\neq$ IO

Es ist fragwürdig, die einzige Ergänzung im Satz als das indirekte Objekt zu bezeichnen.⁷ Einer morphosyntaktischen Klassifizierung zufolge wäre hier *seiner Großmutter* ein ‚Dativobjekt‘ und würde als solches ein indirektes Objekt realisieren. Nach einem syntax-orientierten Ansatz kann man hingegen argumentieren, dass ein indirektes Objekt in einem Satz nur dann auftreten kann, wenn bereits ein Objekt – also ein direktes Objekt – vorhanden ist. Demnach wäre *seiner Großmutter* ein direktes Objekt, ungeachtet seines Kasus. Dieser Zugang geht auch konform mit der von Croft (2003: 152) postulierten Hierarchie:

direktes Objekt > indirektes Objekt.⁸

Zwar geht es Croft (2003) hierbei um eine Hierarchie der Markierung, d.h. ein indirektes Objekt ist immer stärker markiert relativ zum direkten Objekt. Gleichzeitig aber definiert Croft (2003: 152) die beiden Objekttypen nach semantischen Kriterien, wobei er direkten Objekten die Merkmale Patiens und Thema und indirekten Objekten das Merkmal Ziel (*goal*) zuschreibt, womit auch er einer Klassifizierung aufgrund von Kasusmarkierung aus dem Weg geht. (Zu einer genaueren Untersuchung von Patiens und Thema vgl. 2.3.2.)

In der (linguistischen) Praxis sieht es allerdings anders aus, und die Begriffe ‚direktes Objekt‘ und ‚indirektes Objekt‘ werden mit äußerst unterschiedlichen Bedeutungen verwendet, teilweise gar nicht. Einzig vielleicht in der Sprachtypologie, aus deren Umfeld auch die oben erwähnte Hierarchie von Croft stammt, operiert man konsequent mit diesen Termini, ja spielen direkte und indirekte Objekte eine große Rolle (vgl. dazu 2.4.4.). In diesem Sinn besteht Whaley (1997: 67-73) auf dem universalen Charakter der Satzgliedtrias Subjekt, direktes Objekt und indirektes Objekt.

Trotz aller terminologischen Unschärfe und zum Teil berechtigten Skepsis weiß man wohl meistens ungefähr, was mit den beiden Begriffen gemeint ist, und sei es nur aufgrund der „Intuition“, das direkte Objekt sei „direkter“ von der Handlung betroffen als das indirekte

⁷ Vgl. dazu auch Mogensen (1994: 150), der über die dänischsprachige Deutschgrammatik von Peter Jørgensen (1976) schreibt: „In Sätzen mit nur *einem* Objekt kann es sich dieser Auffassung zufolge nur um direkte Objekte handeln [...]“

⁸ ‚>‘ steht hier für ‚hierarchisch höher‘. Also ‚x > y‘: ‚x steht hierarchisch über y‘.

Objekt. Diese Überlegung veranlasst Wegener (1986: 13) dazu, die von den „alten Grammatikern“ getroffene semantische Unterscheidung zunächst zu verteidigen. Am Ende des Aufsatzes spricht sich Wegener (1986: 21) jedoch überhaupt gegen den Terminus ‚indirektes Objekt‘ in Bezug auf das Deutsche aus und plädiert stattdessen für ‚Dativ-NP‘. Aber auch Dürscheid (1999: 42, 48) hebt hervor, dass die Unterscheidung von direktem und indirektem Objekt, die ja ursprünglich semantisch motiviert gewesen sei, eher intuitiv als definitorisch zu treffen sei.

Im Allgemeinen und ohne auf das Zusammenspiel von Kasusmarkierung, syntaktischer Funktion und Semantik an dieser Stelle näher einzugehen, wird der Gebrauch der Begriffe ‚Subjekt‘, ‚direktes Objekt‘ und ‚indirektes Objekt‘, wie sie in eher traditionellen Richtungen vorkommen, zusammengefasst:

	intransitiv	transitiv	ditransitiv
			IO
		DO	DO
	S	S	S
Argumente:	1	2	3

Tabelle 2: Subjekt, direktes Objekt und indirektes Objekt

‚Transitiv‘ an sich und stark vereinfacht bedeutet, dass die vom Agens (typischerweise dem Subjekt) ausgehende Handlung sich auf ein Patiens (typischerweise das direkte Objekt) auswirkt. (Hopper/Thompson (1980) haben in einer breit angelegten und sehr einflussreichen Studie das Wesen von Transitivität zu bestimmen versucht; vgl. dazu 4.2.) Man kann den Begriff ‚transitiv‘ unterteilen in ‚monotransitiv‘ und ‚ditransitiv‘: monotransitive Verben fordern ein Objekt, ditransitive Verben zwei Objekte. Diese Unterteilung ist in erster Linie in der Sprachtypologie üblich. Im Deutschen sind ditransitive Sätze typischerweise solche mit einem direkten Objekt und einem indirekten Objekt. Es gibt allerdings auch einige Verben, die zwei Akkusativ-NPs als Objekte fordern (z.B. *lehren*). Die Begriffe ‚monotransitiv‘ und ‚ditransitiv‘ sind insofern problematisch, als sie davon ausgehen, dass in einem Satz auch mehr als nur ein Objekt vorkommen kann und dass die beiden Objekte hierarchisch gleichgestellt sind. Ohne das an dieser Stelle weiter zu erörtern, sind in der Folge unter ‚transitiv‘ Konstruktionen mit einem Objekt und unter ‚ditransitiv‘ Konstruktionen mit zwei Objekten zu verstehen.

2.3.2. ‚Primäres Objekt‘ und ‚Sekundäres Objekt‘

Für manche Sprachen ist jedoch die Unterteilung von Objekten ditransitiver Sätze in direktes Objekt und indirektes Objekt (vgl. Tabelle 2) inadäquat. Dazu ist es notwendig, zusätzlich zu den eher syntaktisch definierten Satzgliedern ‚Subjekt‘, ‚direktes Objekt‘ und ‚indirektes Objekt‘ semantische Rollen einzuführen. Die Anzahl dieser semantischen Rollen variiert von Autor zu Autor und von Theorie zu Theorie, auch die Benennung dieser Kategorien ist nicht einheitlich. Hier halten wir uns aber an die fünf semantischen Rollen von Croft (2003: 143) (die er „participant roles“ nennt):

S: intransitives Subjekt

A: transitives oder ditransitives Subjekt [= Agens]

P: transitives direktes Objekt [= Patiens]

T: ditransitives direktes Objekt [= Thema]

G: ditransitives indirektes Objekt [= goal]

Einige Anmerkungen dazu: T (*theme*) für die Bezeichnung des direkten Objektes in ditransitiven Sätzen ist eine Eigenart Crofts (2003). Häufig wird diese semantische Rolle ebenso Patiens genannt (etwa bei Primus 1999). Die Unterscheidung von Patiens und Thema hebt den unterschiedlichen Status monotransitiver und ditransitiver Sätze (d.h. zwei- und dreiwertiger Verben) hervor. In einem monotransitiven Satz ist die Unterscheidung von A und P relevant. Damit ist auch der Unterschied von A und S umrissen: S bezieht sich als intransitives Subjekt auf kein Objekt, während A und P stets aufeinander bezogen sind. Primus (1999: 52) fasst das so zusammen – wobei „x“ für Proto-Agens und „y“ für Proto-Patiens steht –: „For any basic thematic predicate PRED(x, y), the participant y or any participant embedded in y is thematically dependent on the participant x or the participant embedded in x.“ Konkret schaut die Wechselbeziehung zwischen P und A folgendermaßen aus (nach Primus 1999: 3, 52f.):

Proto-Agens	Proto-Patiens
causer	caused
controller	controlled
possessor	possessed
stimulus	experiencer

Tabelle 3: Proto-Agens und Proto-Patiens

Proto-Agentivität wird häufig zudem mit Belebtheit in Verbindung gebracht.

Für die Betrachtung von transitiven und ditransitiven Sätzen sind vor allem P, T und G von Bedeutung. In einer Sprache wie das Deutsche sind die direkten Objekte in transitiven und in ditransitiven Sätzen identisch. Das direkte Objekt erhält hier also die semantischen Rollen P + T, während dem indirekten Objekt die semantische Rolle G entspricht (vgl. Croft 2003: 152). Das kann am folgenden Beispiel illustriert werden:

- (12) *Paula liest ein Buch.*
DO = P
- (13) *Paula gibt mir ein Buch.*
IO = G DO = T

Das Objekt *ein Buch* unterscheidet sich in den beiden Sätzen insofern, als es einmal das Patiens (12) und einmal das Thema (13) der Handlung ist, deren Endpunkt der Empfänger G ist. Zwischen P und T wird in grammatikalischer Hinsicht nicht differenziert. Das selbe Muster findet sich etwa im Lateinischen (14) und im Ungarischen (15) (Perf = Perfekt, Sg = Singular):

- (14) *Marcus librum vidit.*
Marcus-NOM Buch-AKK seh-3SgPerf
DO = P
,Marcus sah das Buch.'
- Marcus Fabio librum dedit.*
Marcus-NOM Fabio-DAT Buch-SgAKK geb-3SgPerf
IO = G DO = T
,Marcus gab Fabio das Buch.' (Palmer 1994: 37)
- (15) *János elolvasta a könyvet.*
János-NOM les-3SgPerf Buch-SgAKK
DO = P
,János hat das Buch (zuende) gelesen.'
- János odaatta a könyvet Péternek.*
János-NOM geb-3SgPerf Buch-SgAKK Péter-DAT
DO = T IO = G
,János gab das Buch Péter.'

Es gibt jedoch Sprachen, in denen P und T grammatikalisch unterschiedlich markiert werden und stattdessen P und G zusammenfallen. Für solche Sprachen wurden die Termini ,Primäres Objekt' und ,Sekundäres Objekt' vorgeschlagen (vgl. dazu v.a. Palmer 1994: 37-39 und Croft 2003: 152-154). Die Bezeichnung ,direktes Objekt' trifft hier deswegen nicht zu, weil das einzige Objekt in einem transitiven Satz – mit der semantischen Rolle P – identisch ist mit demjenigen Objekt in einem ditransitiven Satz, das die semantische Rolle G trägt und

in Sprachen wie das Deutsche dem indirekten Objekt entspricht. Somit stünde in einem ditransitiven Satz das indirekte Objekt hierarchisch über dem direkten Objekt, was gegen die in 2.3.1. erwähnte Hierarchie (direktes Objekt > indirektes Objekt) verstoßen würde. Aus diesem Grund spricht Croft (2003: 152) hier von ‚primären Objekten‘ (PO) mit den semantischen Rollen P + G und von ‚sekundären Objekten‘ (SO) mit der semantischen Rolle T. Ein Beispiel dafür ist Huichol (Uto-Aztektisch) (16) (Pl = Plural):

- (16) *Uukaraawiciizi t̃iri me-wa-zeiya*
 Frau-Pl Kind-Pl 3Pl-3Pl-sehen
 ‚Die Frauen sehen die Kinder.‘
- Nee uuki uukari ne-wa-puuzeyastia.*
 ich Mann Mädchen 1Sg-3Pl-zeigte
 ‚Ich zeigte den Mann den Mädchen.‘ (Palmer 1994: 38)

Das Infix *-wa-* erscheint jeweils am Verb und markiert im ersten Satz das primäre Objekt ‚die Kinder‘ mit der semantischen Rolle P und im zweiten Satz das primäre Objekt ‚den Mädchen‘ mit der semantischen Rolle G. (Croft (2003: 153f.) merkt an, dass primäre Objekte und sekundäre Objekte so gut wie ausschließlich am Verb markiert werden und Kasusmarkierung äußerst selten ist.) Aber auch im Englischen sind in einigen Fällen primäre und sekundäre Objekte zu erkennen (vgl. Palmer 1994: 38f. und Croft 2003: 153): Der Satz *Mary gibt ihm ein Buch* kann auf zwei Arten ausgedrückt werden, einmal mit PO/SO und einmal mit DO/IO:

- (17) *Mary gave him a book.*
 PO = G SO = T
- Mary gave a book to him.*
 DO = T IO = G
- Mary saw him.*
 PO = P
 DO = P

Das Pronomen *him* erscheint einmal als G (der Empfänger der Handlung) und einmal, als das einzige Objekt im Satz, als das Patiens.

Der Unterschied zwischen Sprachen (oder eher Typen) mit direkten/indirekten Objekten und primären/sekundären Objekten wird in Tabelle 4 zusammengefasst (die schattierten Flächen kennzeichnen die Übereinstimmung von Objekt und semantischer Rolle):

	P	T	G
DO			
IO			
PO			
SO			
	transitiv	ditransitiv	
Anzahl der Argumente:	2	3	

Tabelle 4: Direkte/Indirekte Objekte und Primäre/Sekundäre Objekte

Besonders auffallend ist die Zielmetaphorik von G: Ein transitives Subjekt (A) bewegt ein Thema (T) zum Empfänger (G). Es wird gleichsam eine Bewegungsrichtung beschrieben. T ist das Objekt, das von der durch A ausgeführten Handlung betroffen ist, während G lediglich das Ziel ist. Ähnlich argumentiert Rotaetxe (1998: 399), die den prototypischen dritten Aktanten – G, das indirekte Objekt – „destinataire“ nennt und einen prototypischen ditransitiven Satz mit der gleichen Metaphorik beschreibt, nämlich als „transfert matériel ou métaphorique“. Auch Piitulainen (1980: 23) spricht von einem „Zielpunkt [...] sprachlich realisiert als (Dativ)objekt“. Ein Ziel kann aber auch in einem Satz ohne direktes Objekt vorliegen:

- (18) *Paula geht in den Wald.*
PP = ?G

Das wird unterstrichen durch die Tatsache, dass im Englischen (und in vielen anderen Sprachen) das indirekte Objekt wie eine Richtung beschrieben wird:

- (19) *Mary gave a book to him.*
G
Mary went to him.
G

Demnach würde das indirekte Objekt als Ziel aufgefasst werden, ebenso wie die Ergänzungen von Bewegungsverben (vgl. (17)), was gegen den Objektstatus indirekter Objekte sprechen würde. Diese Frage wird in 4.4. genauer behandelt.

2.3.3. Einteilung nach semantischen Kriterien

Unabhängig von der Unterteilung in direktes und indirektes Objekt können Objekte auch nach semantischen Kriterien klassifiziert werden. Eine dieser Unterscheidungen ist jene zwischen

‚affiziertem Objekt‘ und ‚effiziertem Objekt‘. Das affizierte Objekt besteht unabhängig von der durch das Verb ausgedrückten Handlung und wird von dieser betroffen, also affiziert, z.B.:

(20) *Peter liest ein Gedicht.*

Das Objekt *Gedicht* existiert bereits und wird vom Verb *lesen* affiziert. Das effizierte Objekt hingegen wird erst durch die Handlung hervorgebracht, zum Beispiel:

(21) *Peter schreibt ein Gedicht.*

Das Gedicht ist das Resultat der Handlung. Allerdings ist es sinnvoll, für das effizierte Objekt eine weitere Unterteilung vorzunehmen, die eine Differenzierung zwischen einem Objekt wie in (21) von einem wie in (22) erlaubt:

(22) *Peter zerreißt das Gedicht.*

Zwar ist auch hier das Objekt das Ergebnis der Handlung, allerdings wird es nicht hergestellt (also ‚effiziert‘, lat. ‚hergestellt‘), sondern vernichtet. Fabricius-Hansen (2006: 398) macht diese Unterscheidung nicht und fasst Objekte, die von ‚Verben des Schaffens und Vernichtens‘ betroffen werden, gemeinsam als ‚effiziertes Objekt‘ zusammen. Fillmore wiederum unterscheidet in ‚Arten lexikalischer Information‘ (in der er seinen Aufsatz von 1968, ‚The Case for Case‘, revidiert) zwar zwischen ‚Objekt (O), die Entität, die sich bewegt oder ändert oder deren Position oder Existenz betrachtet wird‘, und ‚Resultat (R), die Entität, die als Ergebnis der Handlung zur Existenz gelangt‘ (in der früheren Fassung: ‚Faktiv‘; zit. nach Seyfert 1976: 204). Aber auch hier fehlt eine eigene Kategorie für Verben des Vernichtens, weshalb Seyfert (1976: 204) die Kategorie ‚Deletiv‘ vorschlägt. Man müsse, so Seyfert (1976: 204f.) die Fillmore’sche Terminologie korrigierend, unter dem Oberbegriff ‚Objektiv‘ die drei Unterklassen ‚affiziertes Objekt‘ (20), ‚effiziertes Objekt‘ (= ‚Resultat‘ bzw. ‚Faktiv‘) (21) und ‚Deletiv‘ (22) zusammenfassen. Tatsächlich wäre diese Gliederung – falls man überhaupt eine semantische Unterteilung vornehmen möchte – denjenigen vorzuziehen, die innerhalb der Kategorie ‚effiziertes Objekt‘ zwischen hervorgebrachten und vernichteten Objekten nicht unterscheiden (vgl. u.a. Fabricius-Hansen 2006).

Eine weitere semantische Klassifizierung ist das sogenannte ‚innere Objekt‘ (auch ‚kognates Objekt‘ oder ‚Akkusativ des Inhalts‘ genannt). Hier haben das (in diesem Fall immer direkte) Objekt und das Verb den gleichen oder zumindest einen semantisch eng

verwandten Wortstamm (vgl. Glück 2005: 283). Die Bedeutung des Objekts ist bereits im Verb enthalten. Beispiele mit gleichem Wortstamm sind:

- (23) *Er schläft den Schlaf des Gerechten*
- (24) *Er kämpft den Kampf seines Lebens.*
- (25) *Sie geht den schwersten Gang ihres Lebens.*
- (26) *Ich träumte einen seltsamen Traum.*
- (27) *Ich sprang den Sprung meines Lebens.*
- (28) *Er konnte keinen klaren Gedanken denken.*
- (29) *Sie aß ihr Essen.*
- (30) *Ich lebe mein Leben.*

Beispiele mit semantisch eng verwandtem Wortstamm sind:

- (31) *Sie ist einen schrecklichen Tod gestorben.*
- (32) Engl. *She's asking a question.*

Aus syntaktischer Sicht stellt sich die Frage, ob die inneren Objekte tatsächlich direkte Objekte im Sinne von Ergänzungen sind, die vom Verb als obligatorisch gefordert werden, oder nicht eher Angaben (vgl. Gallmann 2006: 823). Für Letzteres spricht auf jeden Fall, dass es sich bei den in Frage kommenden Verben fast ausschließlich um intransitive Verben handelt, also um solche, die eine Ergänzung ausschließen. In semantischer Hinsicht könnte man argumentieren, dass die Objekte redundant sind, da der Inhalt bereits durch das Verb ausgedrückt ist. Ein weiteres Argument gegen den Ergänzungsstatus ist die Tatsache, dass die Position des inneren Objekts nicht beliebig besetzt werden kann, auch wenn die etymologische oder semantische Verwandtschaft aufrechterhalten wird. Das innere Objekt ist also nicht produktiv und wird meist nur mehr in verfestigten Redewendungen verwendet. Ungrammatisch, oder zumindest fragwürdig, sind daher die folgenden Sätze:

- (33) **Er schläft den Schlaf.*
- (34) *?*Er kämpft den Kampf gegen die Inflation.*
- (35) *?*Sie geht den Gang in den Obstgarten hinter dem Haus.*
- (36) **Ich träumte gestern zwei Träume.*
- (37) **Ich springe hohe Sprünge.*
- (38) *?*Er dachte wunderschöne Gedanken über die Liebe.*
- (39) **Sie ist den Tod gestorben.*

Der Objektcharakter der „inneren Objekte“ ist daher äußerst fragwürdig im Gegensatz zu den Ergänzungen in Sätzen wie *Peter isst (jeden Tag / gerne) einen grünen / kleinen / Apfel (den er selber gepflückt hat).*

Bezüglich der Art des Betroffenseins des Objekts kann man folgende Unterteilung vornehmen:

Objekt		
Affiziertes Objekt	Effiziertes Objekt (Resultat)	Deletiv
<i>Ich lese das Buch.</i>	<i>Ich schreibe ein Buch.</i>	<i>Ich zerreiße das Buch.</i>

Tabelle 5: Semantische Untergliederung des Objekts

Ähnlichkeiten mit dem inneren Objekt (mit dem es u.a. Seyfert (1976: 211) gleichgesetzt) weist das sogenannte ‚inkorporierte Objekt‘ auf, wenngleich dessen Beschaffenheit mehr Fragen aufwirft. Es handelt sich um Bildungen wie

kopfstehen, Auto fahren, Zeitung lesen, bezugnehmen / Bezug nehmen, eislaufen, skilaufen / Ski laufen, Klavier spielen, eiskunstlaufen, staubsaugen / Staub saugen, haushalten / Haus halten, kopfrechnen usw.

Nicht zufällig hat die Rechtschreibreform (und deren Reform) in diesem Bereich, der unter die Zusammen- und Getrenntschreibung fällt, einerseits Zündstoff für Diskussionen geliefert und andererseits für Verwirrung vor allem auf Seiten der Sprachbenutzer und der Lehrenden und Lernenden gesorgt. Die Komplexität dieses Phänomens verlangt eine Behandlung in einem eigenen Kapitel (vgl. 5.3.) und kann hier nur angedeutet werden. Wie schon das innere Objekt stellt auch das inkorporierte Objekt keine selbständige Ergänzung dar und kann nicht beliebig ausgetauscht oder verändert werden. Es scheint vielmehr so zu sein, dass das Substantiv (die Akkusativ-NP) das Verb modifiziert (vgl. Dürscheid 1999: 30 und Gallmann 2006: 870). Die Bedeutung vieler solcher Konstruktionen kann jedoch schwanken und wird durch die Wahl der Getrennt- oder Zusammenschreibung zum Teil auch orthographisch unterstrichen (was erst durch die letzte Reform von 2006 möglich ist, in der es in einigen Fällen dem Schreibenden freisteht, zusammen- oder getrenntzuschreiben):

Staub saugen / staubsaugen
Gewähr leisten / gewährleisten
Bezug nehmen / bezugnehmen

Dürscheid (1999: 28) spricht bei inneren und inkorporierten Objekten deshalb auch von „Scheinobjekten“.

Der Terminus ‚Objektsinkorporierung‘ oder ‚Inkorporierung‘ allgemein hat in der Literatur zum Teil abweichende Verwendungen. Wegener (1986: 16) etwa versteht unter Inkorporierung von ‚Akkusativ-NPs‘ Bildungen wie *jdn. köpfen* (‚jdm. den Kopf

abschlagen‘), *jdn. entkleiden* (‘jdm. die Kleider ausziehen‘) und *jdn. beurlauben* (‘jdm. Urlaub geben‘). Hier handelt es sich mehr um eine semantische Inkorporierung des Objekts ins Verb. Seyfert (1976: 211) wiederum, in Anlehnung an Fillmore, versteht unter Inkorporierung Konstruktionen, in denen „Argumente, die konzeptuell (= gedanklich) notwendig sind, nicht erscheinen [...], weil sie in das Prädikat ‚inkorporiert‘ sind“. Ein Beispiel dafür ist das Verb *dinieren* (Fillmores *to dine* übernehmend): Der Satz

(40) *Er dinierte.*

beinhaltet bereits das Objekt (*das Essen*), das gedanklich natürlich notwendig ist, da ja jedesmal, wenn jemand isst, etwas vorhanden sein muss, das gegessen wird. Das nicht realisierte Objekt *das Essen* würde in einem Satz wie

(41) **Er dinierte das Essen.*

das „konzeptuell (= gedanklich) notwendig[e]“ Argument darstellen, dessen Bedeutung aber bereits im Verb enthalten ist. In einigen Fällen jedoch könne, so Seyfert (1976: 211), dieses inkorporierte Objekt doch an der Oberfläche erscheinen. Das entspricht dann dem, was vorhin (23)-(32) als ‚inneres Objekt‘ besprochen wurde (und was Seyfert hier mit ‚inkorporiertem Objekt‘ gleichsetzt). Seyfert (1976: 211) erweitert aber die Inkorporierung von Objekten auch auf die Fillmore’sche Kasusrolle des „Instrumental“ bei Verben wie *küssen*, *hören* oder *sehen*. Hier sei der Instrumental *mit den Lippen / Ohren / Augen* in das jeweilige Verb inkorporiert und erscheine daher an der Oberfläche nicht.

Ein weiteres Phänomen, das meist nicht eigens behandelt wird, verdient nichtsdestoweniger Aufmerksamkeit, da dadurch Missverständnissen unter Umständen vorgebeugt werden kann. Es handelt sich um die Auslassung des Objekts, die in der Folge ‚Objektsellipse‘ genannt wird. Das liegt bei Sätzen wie

(42) *Ich esse.*
Ich rauche.

vor. Das Verb ist zwar transitiv, das Objekt scheint aber nicht auf, da es aus dem Kontext zu erschließen ist. Die Objektsellipse ist der Objektsinkorporierung sehr ähnlich, allerdings, so könnte man sagen, erfolgt die Betrachtung von der anderen Seite her: Bei der Objektsinkorporierung wird das Objekt in das Verb inkorporiert und kann gar nicht sozusagen zusätzlich erscheinen (vgl. (41)). Bei der Ellipse ist das Objekt grundsätzlich im Valenzrahmen des Verbs enthalten und kann, muss aber nicht entfallen:

- (43) *Ich aß mein Essen.*
(44) *Ich rauchte eine Pfeife.*

Beide Sätze sind grammatisch. Tesnière spricht in diesem Zusammenhang auch von einem Auseinandertreten von Valenzpotenz und Valenzrealisierung (nach Ramers 2007: 84f.): Manche Valenzstellen müssen nicht besetzt werden. So gesehen wären die Sätze

- (45) *Wir singen.*
(46) *Wir lesen.*

transitiv, ungeachtet des fehlenden Objekts. Wenn man singt, wird notwendig ein Objekt effiziert (zum Beispiel ein Lied), ebenso wie beim Lesen immer ein affiziertes Objekt existieren muss (zum Beispiel ein Buch). Es ist wichtig, die Objektsellipse zur Kenntnis zu nehmen, da man sonst geneigt ist, intransitive Sätze wie

- (47) *Ich schlafe.*
(48) *Ich stehe.*

mit in der Oberflächenstruktur gleich aussehenden, nichtsdestoweniger transitiven Sätze wie (45) und (46) gleichzusetzen.

2.4. Das Objekt in unterschiedlichen grammatiktheoretischen Ansätzen

Im Folgenden wird ein Überblick darüber gegeben, wie einzelne grammatiktheoretische Richtungen den Terminus ‚Objekt‘ gebrauchen. Exemplarisch sollen einige Vertreter der jeweiligen Richtungen als Beispiele herangezogen werden. Eine solche klare Zuordnung einzelner Forscher oder gar Schulen in die unterschiedlichen Theorien ist natürlich nur in den wenigsten Fällen möglich, da die Grammatiktheorien eine Chronologie aufweisen und die Übergänge zudem fließend sind. Es besteht auch eine gewisse Tradition, das Rad wurde nicht jedes Mal neu erfunden, sondern es wurden fast immer Elemente anderer, vorangegangener Theorien übernommen oder überarbeitet. Vor allem die ‚Traditionelle Grammatik‘ und die Valenz- oder Dependenzgrammatik sind häufig ineinander verwoben, vor allem da die erst später entstandene Valenz- und Dependenzgrammatik sehr stark auf erstere zurückgewirkt hat. Gleichzeitig greift die Generative Grammatik Ideen des Strukturalismus auf und versucht die durch Segmentierung und Klassifizierung gewonnenen Konstituenten zu kombinatorischen Prinzipien zusammenzufügen, um so die allgemeine menschliche Sprachkompetenz beschreiben zu können. Die Generative Grammatik, vor allem im Bereich der

Kasustheorie, bedient sich aber auch des Instrumentarium der Valenzgrammatik. Nichtsdestoweniger bestehen (und bestanden) auch immer unterschiedliche Theorien neben- und nicht selten in Opposition zu einander. Vor allem in den Bestrebungen der gegenwärtigen Grammatiktheorie gibt es große Differenzen, die zum Großteil auf einen Paradigmenstreit zurückzuführen sind und mit (sprachwissenschaftlicher) Ideologie zusammenhängen. (Ein Stichwort ist dabei die Angeborenheitshypothese, deren Vertreter und Gegner ihre jeweilige Einstellung natürlich in die Grammatiktheorie übertragen.) Trotz der großen, scheinbar unüberbrückbaren Differenzen gibt es aber Gemeinsamkeiten: „In der Programmatik des Paradigmenstreits sind die Fronten klar abgegrenzt; es darf keine Fraternisierung geben (*argument is war*). In Wirklichkeit gibt es genügend (unterirdische) Verbindungsstollen.“ (Wildgen 2008: 26)

2.4.1. Traditionelle Grammatik (Schulgrammatik)

Im Folgenden werden die Traditionelle Grammatik und die Schulgrammatik anhand konkreter Sprachbeispiele besprochen. Die Klassifizierung der Satzglieder geht auf die Logik zurück und vermischt semantische und formale Motive. Das ist wohl auch ein Grund dafür, dass sie von Vertretern anderer Theorien meistens zurückgewiesen oder zumindest übergearbeitet wurde. Es ergibt sich die folgende Liste von „klassischen“ Satzgliedern (nach Ernst 2004: 132 und Linke/Nussbaumer/Portmann 2004: 87):

Satzglied	Beschreibung	Kriterium
Subjekt	Satzglied im Nominativ	formal
Objekt	• Genitivobjekt (O₂) • Dativobjekt (O₃) • Akkusativobjekt (O₄)	formal
	• Präpositionalobjekt (pO₂₋₄)	syntaktisch
Prädikat	finites Verb	formal
Adverbiale	• Lokaladverbiale (Bestimmung des Ortes) • Temporaladverbiale (Bestimmung der Zeit) • Modaladverbiale (Bestimmung der Art und Weise) • Kausaladverbiale (Bestimmung des Grundes)	semantisch
Attribut		funktional

Tabelle 6: Die klassischen Satzglieder

Die Untergliederung des Objektes findet sich exakt in dieser Form zum Beispiel bei Blatz (1896: 16-19) wieder.

Die Satzglieder werden in einem Satz wie

(49) *Paula liest im Wohnzimmer am Abend die Zeitung.*

daher folgendermaßen klassifiziert:

Subjekt: *Paula*

Akkusativobjekt (O₄): *die Zeitung*

Prädikat: *liest*

Lokaladverbiale: *im Wohnzimmer*

Temporaladverbiale: *am Abend*.

Eine offensichtliche Schwäche liegt in der Verschiedenheit der Kriterien, die zur Klassifizierung der Satzglieder verwendet werden. Vor einer uneinheitlichen Klassifizierung warnt auch Piitulainen (1980: 20): Das bedeute,

dass ein Satzglied nicht nach morphosyntaktischen Kriterien, ein anderes nach inhaltssyntaktischen Kriterien identifiziert wird, sondern dass bei der Bestimmung von Satzgliedern gleichen Rangs Identifizierungskriterien derselben Ebene verwendet werden, sodass z.B. bei der Bestimmung der Satzglieder etwa morphosyntaktische oder inhaltssyntaktische Kriterien verwendet werden.

Das zeigt sich deutlich bei der unklaren Unterscheidung von Adverbialkasus und Objektskasus:

(50) *Sie schlief **den ganzen Tag**.*

Nach einer rein formalen, d.h. morphosyntaktischen Bestimmung des Objekts müsste *den ganzen Tag* ein Akkusativobjekt sein, was aber schon mit den Mitteln der traditionellen Grammatik widerlegt werden kann: Erstens durch das Ersetzen durch ein Pronomen:

**Sie schlief ihn.*

Und zweitens durch die Frageprobe:

**Was schlief sie?*

Genau das macht aber Regula (1968: 70-72), der das sogenannte „Erstreckungs- (Ausdehnungs-), Maßobjekt“ zum direkten Objekten zählt und darunter Konstruktionen wie „zehn Kilometer laufen“ oder „Die Konferenz dauerte vier Stunden“ versteht.

Aber auch die Definition des Subjekts als „Satzglied im Nominativ“ erweist sich schnell als unhaltbar:

(51) *Mir ist schlecht.*

(52) *Herr Möller ist unser Deutschlehrer.*

In (51) gibt es überhaupt kein Satzglied im Nominativ, ein Satz besteht aber obligatorisch aus zumindest Subjekt und Prädikat, und in (52) gibt es zwei Satzglieder im Nominativ, die zudem miteinander austauschbar sind, vgl.:

(53) *Unser Deutschlehrer ist Herr Möller.*

In der Traditionellen Grammatik, aber auch sehr stark in didaktisch ausgerichteten Grammatiken, wird das Objekt generell als ein Satzglied im Akkusativ definiert. Einige Beispiele gegenwärtiger Grammatiken sollen das illustrieren. Die Syntax-Einführung von Wöllenstein-Leisten [u.a.] (1997) definiert die Satzglieder folgendermaßen (es werden nur die Merkmale hinsichtlich Kasus aufgelistet):

Subjekt: „Es trägt den *Nominativ*.“ (35)

„Akkusativobjekt / direktes Objekt“: „Es trägt den *Akkusativ*.“ (36)

„Dativobjekt / indirektes Objekt“: „Es trägt den *Dativ*.“ (36)

Auch wenn die Definition noch spezifiziert wird, erwecken diese knappen Charakterisierungen der Satzglieder bei jemandem, der Deutsch als Fremdsprache lernt, den Eindruck, dass jede akkusativisch markierte NP ein direktes Objekt ist.

Kürschner (2003: 177) schreibt in seinem „Grammatische[n] Kompendium“ zum „Objekt“: „Zusammenfassende Bezeichnung für Akkusativobjekt, Dativobjekt, Genitivobjekt und Präpositionalobjekt.“ Bei der Beschreibung des „Akkusativobjekts“ ist er aber etwas vorsichtiger und bezeichnet die „Substantivphrase im Akkusativ“ als eine von mehreren „[t]ypische[n] Ausdrucksformen“ (Kürschner 2003: 177). Aber auch er setzt „Akkusativobjekt“ und ‚direktes Objekt‘ weitgehend gleich: „Das Akkusativobjekt wird auch als direktes Objekt bezeichnet“ (Kürschner 2003: 179). Sowohl Wöllenstein-Leisten [u.a.] (1997: 37f.) als auch Kürschner (2003: 179) weisen beim „Dativobjekt“ auf die problematischen Fälle der sogenannten „freien Dative“ hin. Vor allem beim Dativus Ethicus (*Schlaf mir nicht ein!*) und beim Dativus Iudicantis (*Das ist mir zu laut.*) ist der Objektsstatus mehr als umstritten. Insofern ist es verwirrend, wenn Wöllenstein-Leisten [u.a.] (1997) und Kürschner (2003) den Dativus Ethicus und den Dativus Iudicantis unter „Dativobjekte“ abhandeln. Vgl. aber zu den freien Dativen 4.1.1.1.

Ein grundsätzliches Problem der Termini „Akkusativobjekt“ und „Dativobjekt“ ist, dass zwei Ebenen miteinander vermischt werden, nämlich die der Morphologie (Kasus) und die der Funktion (Satzglied). Auch wenn die meisten direkten Objekte im Akkusativ stehen mögen, ist es doch zweifelhaft, ob jedes direkte Objekt im Akkusativ steht, wie wir in 2.3.1.

gesehen haben und wie der folgende Satz erneut illustriert (vgl. dazu auch Piitulainen 1980: 23f.):

(54) *Ich helfe dir.*

Die traditionelle Satzgliedlehre, wie sie in Tabelle 6 dargestellt wurde, geht im Wesentlichen auf Karl Friedrich Becker zurück. Sein Prinzip der Satzlehre, die in erster Linie didaktisch motiviert ist, soll hier kurz vorgestellt werden (vgl. zu Becker im Allgemeinen und wenn nicht anders angegeben Haselbach (1966)). Er unterscheidet grundsätzlich zwischen einer inneren, logischen und einer äußeren, phonetischen Sprachform. Er trennt also die Semantik (innere Sprachform) von der Morphologie (äußere Sprachform). Im Bereich der Satzanalyse unterscheidet er drei „Satzverhältnisse“ (vgl. Haselbach 1966: 132):

- (a) Prädikatives Satzverhältnis: *Vögel singen*
- (b) Attributives Satzverhältnis: *muntere Vögel*
- (c) Objektives Satzverhältnis: *singen ein Lied*

Das prädikative Satzverhältnis ist die Konstruktion, die jedem Satz zugrunde liegt. Becker geht von einem analogen Aufbau von Denken und Sprache aus. Am Anfang des zweiten Teils seiner „Ausführlichen deutschen Grammatik“ (1843) schreibt er:

Man nennt den in Worten ausgedrückten Gedanken einen Satz. Jeder Gedanke ist ein Akt des menschlichen Geistes, durch welchen der Begriff einer Thätigkeit (das Prädikat) mit dem Begriff des Seins (dem Subjekte) zu einer Einheit verbunden, und die Thätigkeit als eine Thätigkeit des Seins angeschauet wird, z.B. ‚Der Baum blühet‘, ‚Der Hund ist toll‘. (Zit. nach Eisenberg 2006b: 280)

Der Satz drücke also die einzigen zwei Arten von Begriffen aus, die im Verstand vorhanden sind: Substanzen und Tätigkeiten. Becker bringt zusätzlich die philosophischen Konzepte Raum und Zeit ins Spiel. Das prädikative Satzverhältnis schaut in Anlehnung an Haselbach (1966: 156-158) so aus:

Raum	Zeit
Sein	Tätigkeit
Subjekt	Prädikat
<i>Peter</i>	<i>schläft.</i>

Tabelle 7: Prädikatives Satzverhältnis bei Karl Friedrich Becker

Wichtig ist für Becker dabei die Einheit von Sein und Tätigkeit, von Subjekt und Prädikat, denn das prädikative Satzverhältnis drückt „die Einheit zweier Begriffe als ein Gedanke“ (zit. nach Haselbach 1966: 157) aus. Daraus folgt, dass der Satz das Grundsätzliche, das

Ursprüngliche der Sprache ist und nicht durch das Aneinanderreihen einzelner Wörter entstanden sein kann. Subjekt und Prädikat haben so wie Sein und Tätigkeit schon immer eine Einheit gebildet. Erst aus dieser Einheit heraus seien die Wörter entstanden und keinesfalls vice versa. Die Entstehung des Satzes, wie sie Becker vorgeschwebt haben muss, kann graphisch folgendermaßen dargestellt werden:

a) falsch:

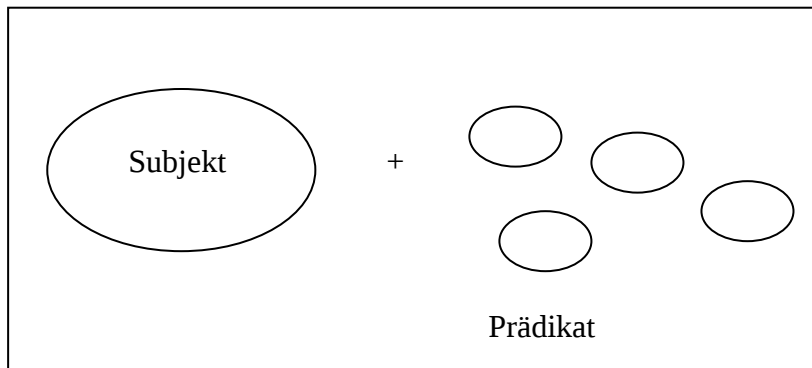


Abbildung 1: Der Satz bei Karl Friedrich Becker –falsch

b) richtig:

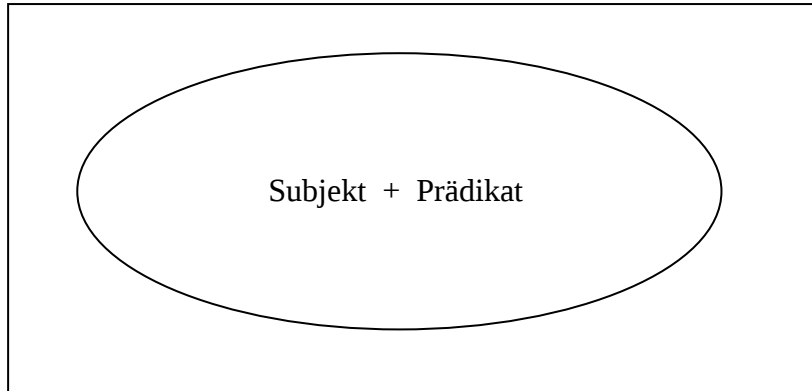


Abbildung 2: Der Satz bei Karl Ferdinand Becker – richtig

Dieses Konzept erinnert, wie schon das aristotelische Satzmodell, an die Definition des Satzes in der Generativen Grammatik: $S \rightarrow NP VP$ (vgl. dazu auch Piitulainen 1980: 39). Auch hier bilden nur die beiden Bestandteile NP und VP zusammen den Satz S. Ein grundlegender Unterschied ist der, dass die Generative Grammatik auf der Autonomie der Syntax (als ein Submodul des Sprachmoduls) beharrt und diese als weitgehend unabhängig von anderen Vorgängen im Geist verstanden haben will.

Das objektive Satzverhältnis allein ist nicht dazu fähig, einen vollständigen Satz auszudrücken. Es muss, genauso wie das „attributive Satzverhältnis“, immer auf das prädikative Satzverhältnis zurückgreifen, indem das Objekt (*ein Lied*) das im prädikativen Satzverhältnis enthaltene Prädikat (*singen*) „individualisiert“. Im attributiven Satzverhältnis hingegen „individualisiert“ das Attribut (*muntere*) das Subjekt (*die Vögel*). Das heißt, nur im prädikativen Satzverhältnis sind die beiden elementaren Satzglieder (Subjekt und Prädikat) enthalten. In diesem „objektiven Satzverhältnis“ lässt sich ebenfalls eine Parallele zum generativistischen Satzmodell erkennen, denn auch dort bilden das Verb und die Objekts-NP eine engere Einheit, genau so wie bei Becker Prädikat und Objekt. Zur Terminologie Beckers sei noch erwähnt, dass er ursprünglich „Objektiv“ zur Bezeichnung des Satzglieds verwendete. „Objekt“ nannte er den Satzgedanken. Später gab Becker aber den Terminus „Objektiv“ wieder auf (vgl. Haselbach 1966: 160). Die Gedanken- und die Sprachebene sind entgegen Beckers ursprünglichem Vorhaben also nicht deutlich zu trennen. Haselbach (1966: 160) spricht von einem „Durcheinander von Bezeichnungen für Faktoren des Satzgedankens und solchen der Satzgliedbegriffe“.

Becker versucht auch bereits zwischen Ergänzungen und Angaben zu unterscheiden, also zwischen Satzgliedern, die obligatorisch sind, und solchen, die weggelassen werden können. Allerdings macht er diese Unterscheidung *innerhalb* der Gruppe „objektiver Satzverhältnisse“. Das steht im Gegensatz zu nahezu allen gegenwärtigen Grammatiktheorien, für die Objekte immer Ergänzungen sind. Becker unterteilt das Objekt in zwei Klassen: „das Verbum *ergänzende* (ganz-machende, notwendige) Beziehungen und adverbiale (*bestimmende*, den Begriff des Verbums nicht ergänzende) *Beziehungen*“ (Haselbach 1966: 163). Das verwundert hier deswegen, weil Becker die adverbialen Ergänzungen grundsätzlich zu den Objekten (in seiner Terminologie: Objektiven) zählt, wenn auch innerhalb dieser Gruppe zu den „bestimmenden Beziehungen“. Die notwendigen Objektive sind laut Becker dadurch ausgezeichnet, dass sie einen Kasus tragen. Er unterscheidet – und erhebt damit Anspruch auf universale Gültigkeit –: Genitiv, Akkusativ, Faktitiv und Dativ; die adverbialen Objektive unterteilt er in: Ortsverhältnis, Zeitverhältnis, kausales Verhältnis und Verhältnis der Weise (vgl. Haselbach 1966: 163f.).

Haselbach (1966: 166) plädiert zwar dafür, dass Becker einen „klaren Unterschied zwischen der *logischen Form der Sprache* [...] und der (,grammatischen‘) *syntaktischen Form der Sprache*“ mache. Diese Abgrenzung geht aber aus Haselbachs (1966) Ausführungen nicht deutlich hervor. Becker definiert zwar die einzelnen Satzverhältnisse sowohl von der „logischen“ als auch von der „grammatischen“ Seite her, am Ende wird der Leser

verwirrt aber zurückgelassen. Trotz der (angestrebten) Trennung stehen die logische und die grammatische Form des Satzes „in innigem Zusammenhang“, wie auch Haselbach (1966: 165) eingesteht.

Eine gute Zusammenfassung der Schwachpunkte der Traditionellen Grammatik gibt Piitulainen (1980: 36-38), deren wichtigsten Punkte hier genannt seien:

- (i) Das Schema der lateinischen bzw. griechischen Grammatik wird der zu untersuchenden Sprache aufgezwungen.
- (ii) Diachronische und synchronische Aspekte werden vermengt.
- (iii) Es besteht eine starke Abhängigkeit von der klassischen aristotelischen Logik, insbesondere bei der Subjekt-Prädikats-Analyse des Satzes.
- (iv) Formal-strukturelle, funktionale und inhaltliche Aspekte werden vermischt (vgl. dazu insbesondere Kap. 3 der hier vorliegenden Arbeit).
- (v) Eine präskriptive Vorgehensweise herrscht vor anstelle reiner Deskriptivität.
- (vi) Die Theorie bezieht sich in erster Linie auf Flektion und die Wortebene. Das hat eine isolierte Betrachtung sprachlicher Elemente zur Folge, während in der neueren Sprachwissenschaft die Einbettung sprachlicher Elemente in größere Kontexte (Syntax) im Vordergrund steht.

Piitulainen (1980: 38) betont aber auch den Verdienst der Traditionellen Grammatik, den Grundstein für die Sprachwissenschaft gelegt zu haben.

2.4.2. Valenz- und Dependenzgrammatik

In der von Lucien Tesnière (1893-1954) begründeten Valenz- und Dependenzgrammatik werden Subjekte und Objekte als Aktanten des Verbs verstanden. Das finite Verb im Satz eröffnet eine bestimmte Anzahl von Leerstellen, die von Aktanten besetzt werden müssen, damit die Aussage vollständig und der Satz grammatisch ist. Ein Verb wie *husten* eröffnet eine Leerstelle, nämlich die des Subjekts:

(55) *Hans hustet.*

Ein Verb wie *sehen* hingegen verlangt zwei Aktanten:

(56) *Hans sieht den Hund.*

Man sagt daher, dass Verben wie *husten* einwertig und Verben wie *sehen* zweiwertig sind. Die Fähigkeiten von Verben, eine bestimmte Anzahl von Ergänzungen an sich zu binden, bezeichnet man als ‚Valenz‘, während ‚Dependenz‘ das hierarchische Abhängigkeitsverhältnis von Regens und Dependens bezeichnet. (Obwohl ‚Valenzgrammatik‘ und ‚Dependenzgrammatik‘ keine Synonyme sind, werden sie häufig als solche verwendet (vgl. Ernst 2004: 144).) Genaugenommen beschränken sich Valenz und Dependenz nicht auf Verben, sondern es wird grundsätzlich allen Wörtern die Fähigkeit zugesprochen, andere Wörter zu binden. Hier ist aber nur die Valenz von Verben von Interesse.

Der Ansatz Tesnières bedeutet zugleich eine Loslösung von der aus der antiken Logik stammenden Vorstellung, dass ein Satz notwendig in zwei gleichberechtigte Teile – Subjekt und Prädikat – zerfalle (Ramers 2007: 78). An der Spitze der Hierarchie steht das Verb, das bestimmt, welche Arten von (qualitative Valenz) und wieviele Aktanten (quantitative Valenz) benötigt werden, damit eine Aussage grammatisch ist. Tesnière unterscheidet nach der qualitativen Valenz vier Klassen von Verben (nach Ramers 2007: 82):

- (a) avalente (nullwertige) Verben: *schneien, regnen, donnern, nieseln* usw.
- (b) monovalente (einwertige, intransitive) Verben: *schlafen, gehen, lachen, hungern* usw.
- (c) divalente (zweiwertige, transitive) Verben: *schlagen, töten, lieben, helfen* usw.
- (d) trivalente (dreiwertige, ditransitive) Verben: *geben, schenken, befehlen, sagen* usw.

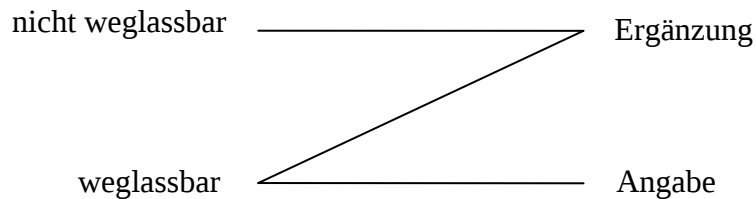
Die traditionelle Terminologie übernehmend, kann man daher sagen, dass monovalente Verben ein Subjekt fordern, divalente Verben ein Subjekt und ein (direktes) Objekt und trivalente Verben ein Subjekt, ein direktes Objekt und ein indirektes Objekt.

Allerdings herrscht innerhalb der Valenzgrammatik Uneinigkeit darüber, ob die maximale Valenz von Verben grundsätzlich auf drei Ergänzungen beschränkt ist oder nicht, d.h. ob es Verben gibt, die vier oder auch mehr Leerstellen eröffnen. Die elegante Lösung ist die, die Valenz, in Übereinstimmung mit den drei Relationen Subjekt, direktes Objekt und indirektes Objekt, auf drei zu beschränken. Dafür plädiert etwa Whaley (1997: 69):

One never finds, however, verbs that require four or more arguments, either in English or any other language. Hence, there seems to be an upper limit of three mandatory verbal arguments. Furthermore, the treatment of these required arguments tends to hold a privileged status in the morphology and syntax of languages: They are marked in ways not available to other noun phrases occurring in the sentence [...]. The proposal that there are three special functions – or grammatical relations [i.e., subject, direct object, indirect object; Anm. d. Verf.] – captures all these facts in a straightforward manner.

Auch Rotaetxe (1998: 391) kommt aufgrund ihrer empirischen Studie zu den europäischen Sprachen zu dem Schluss, dass in den von ihr untersuchten Sprachen die maximale Anzahl der Aktanten von drei nie überschritten wird.

Grundsätzlich wird zwischen Aktanten, die entweder obligatorisch oder fakultativ sind, und freien Angaben, die immer fakultativ sind, unterschieden. Nach Gallmann (2006: 789) kann man das auch so darstellen:



Die beiden Eckpunkte stellen somit die obligatorischen, unter keinen Umständen weglassbaren Ergänzungen und die freien, immer weglassbaren Argumente dar. Ein Beispiel für ersteres ist:

- (57) *Hans gibt dem Hund einen Knochen.*
**Hans gibt dem Hund.*

Ein Beispiel für zweiteres ist:

- (58) *Hans gibt dem Hund einmal in der Woche einen Knochen.*
Hans gibt dem Hund einen Knochen.

Schwierigkeiten bereitet vielmehr die mittlere Klasse, die der fakultativen Aktanten also, die zwar eine Leerstelle des Verbs besetzen, aber nicht in jedem Fall obligatorisch auftreten müssen.

- (59) *Sie sprach mit Laura über ihren Urlaub.*
Sie sprach mit Laura.

Hier kann es aber auch zu Zweifelsfällen kommen (Beispiel von Ramers 2007: 85):

- (60) *Die Sitzung dauerte drei Stunden.*
*?*Die Sitzung dauerte.*

Eine klare Trennung von Aktanten und Angaben ist der Valenzgrammatik bis heute nicht gelungen (vgl. Engel 1994: 151 und 153, Ramers 2007: 87f.).

Auf das Objekt bezogen bedeutet das, dass das Verb einerseits bestimmt, wieviele Objekte auftreten und andererseits in welcher semantischen Funktion bzw. in welcher morphosyntaktischen Form diese realisiert werden. Dabei sind Objekte immer als obligatorische Aktanten (= Ergänzungen) zu verstehen. Über den Status des Subjekts herrscht Uneinigkeit (vgl. Engel 1994: 151, Ernst 2004: 145f.): Für Tesnière ist das Subjekt ein Aktant, der gleichwertig mit anderen Aktanten ist. Andere wiederum schreiben dem Subjekt eine Sonderstellung zu, mit der Begründung, dass ein grammatischer Satz immer ein Subjekt benötige. So bezeichnen etwa Jungen/Lohnstein (2006: 95) das Subjekt als „ausgezeichnetes Argument“ im Gegensatz zu den anderen Ergänzungen, die „Komplemente“ sind. Diese Sonderstellung des Subjekts findet sich vor allem in der Generativen Grammatik wieder, in der die Subjekts-NP in der Spezifikator-Position der VP steht, während alle Komplemente innerhalb der VP stehen.⁹

Zwei relativ moderne Valenzgrammatiken seien hier erwähnt, nämlich die von Engel (1994) und Heringer (1995). Engel (1994: 149) unterteilt die Satzglieder in Satzergänzungen und Satzangaben, wobei auch er grundsätzlich daran festhält, dass Satzergänzungen entweder „nur bei einer Subklasse von Verben vorkommen können (zum Beispiel: Akkusativergänzungen) oder aber bei bestimmten Verben obligatorisch sind (zum Beispiel: Situativangaben)“, und dass Satzangaben mit jedem beliebigen Verb auftreten können. Allerdings warnt Engel (1994) ausdrücklich davor, nur diese zwei, streng voneinander geschiedene Klassen von Argumenten anzunehmen und hebt als „besonders strittige Bereiche“ (149) das Subjekt, die adverbialen Bestimmungen, die präpositionalen Gefüge und das Prädikatsnomen hervor. Engel (1994: 151) lehnt die Generative Grammatik ab und spricht der Semantik grundsätzlich eine wichtigere Funktion zu als rein formalen Kriterien.

Für das direkte Objekt verwendet Engel (1994: 155f.) die Bezeichnung „Akkusativergänzung“. Er schränkt aber ein, dass „[n]icht alle akkusativischen Phrasen [...] Akkusativergänzungen“ seien, wie etwa die adverbialen Kasus. Das indirekte Objekt nennt Engel (1994: 156-160) „Dativergänzung“, wozu er auch die umstrittenen „freien Dative“ zählt (vgl. 4.1.1.1.).

⁹ In der Fennistik spricht man zum Teil von „subjektlosen Sätzen“ und „Null-Subjekten“. Gemeint sind damit zum Beispiel generische Sätze, die ein Verb in der 3. Pers. Sg. und ein (Total-)Objekt, aber kein Subjekt enthalten (im Deutschen mit *man* ausgedrückt), aber auch unpersönliche Gefühlsverben, die im Deutschen mit einem formalen Subjekt (dem Platzhalter *es*) ausgedrückt werden:

Minu-a suututtaa.

Pron1Sg-PART ärger-3SgPräs

„Es ärgert mich.“ (Buchholz 2004: 158)

Die Frage ist, ob solche Sätze wirklich subjektlos sind oder ob sie „Null-Subjekte“ enthalten in dem Sinn, dass zwar ein Subjekt vorhanden ist, dieses aber phonologisch nicht realisiert wird.

Ein zweiter zu erwähnender Vertreter der Valenzgrammatik ist Heringer (1995). Heringer (1995: 263) bezeichnet das „Prädikat“, also das Verb, ganz in der valenzgrammatischen Tradition als dasjenige Element, das „immer schon vorausgesetzt ist“, denn die „Verben verlangen nämlich gemäß ihrer Bedeutung bestimmte Ergänzungen“. Die Ergänzungen, die das Verb verlangt, sind das Subjekt und das Objekt. Auch Heringer (1995: 265) erwähnt weglassbare Ergänzungen, ohne aber auf diese näher einzugehen oder eine Erklärung zu suchen. Er bestimmt die Ergänzungen nach dem Kasus:

„Das Subjekt ist die Ergänzung im Nominativ“ (1995: 268)

„Das Akkusativobjekt ist die Ergänzung im Akkusativ“ (1995: 271)

„Das Dativobjekt ist die Ergänzung im Dativ“ (1995: 272)

„Das Genitivobjekt ist die Ergänzung im Genitiv“ (1995: 273)

Zum „Akkusativobjekt“ zählt Heringer (1995: 271) einerseits das affizierte und das effiziente Objekt:

*Die Kinder verschmieren **das Bild**.*

*Der Maler malt **das Bild**.*

Er zählt aber auch den Adverbialkasus in dieser Liste auf:

*Die Vorstellung dauerte **zwei Stunden**.*

Die Zeitangabe scheint hier also als Objekt behandelt zu werden. Zum „Dativobjekt“ zählt er auch den Satz:

Mir ist angst geworden.

Heißt das, in diesem Satz gibt es kein Subjekt, dafür aber ein indirektes Objekt? Das würde die Hierarchie Subjekt > direktes Objekt > indirektes Objekt auf den Kopf stellen.

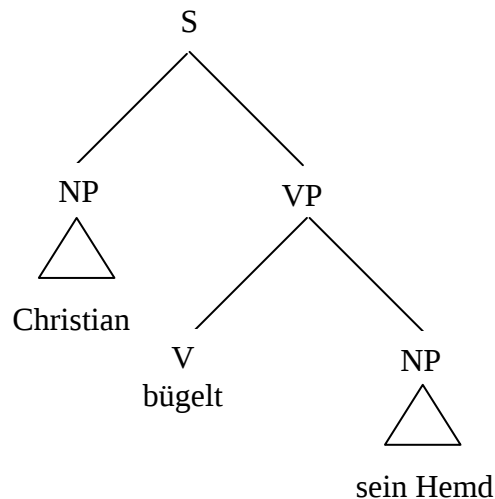
Nur wenige Grammatiken sind ausschließlich der Valenztheorie verpflichtet, während hingegen die meisten gegenwärtigen Grammatiktheorien Anleihen bei der klassischen Valenzgrammatik nehmen. So auch die Generative Grammatik, die nun umrissen wird.

2.4.3. Generative Grammatik

Die Generative Grammatik geht von einer strikten Zweiteilung des Satzes aus, was an das aristotelische Satzmodell erinnert. Grundsätzlich – am Anfang der generativen Syntax Ende der 1950er Jahre – wird in der Phrasenstrukturgrammatik ein Satz S in die beiden Bestandteile Nominalphrase NP und Verbalphrase VP unterteilt. NP und VP beschreiben dabei noch keine Funktion, sondern sind lexikalisch motiviert: eine NP hat ein Nomen N und eine VP ein Verb V zum Kopf. (Die beiden anderen lexikalischen Kategorien in der Generativen Grammatik

sind Adjektivphrasen AP und Präpositionalphrasen PP.) Die Analyse eines Satzes sieht demnach (stark vereinfacht dargestellt¹⁰) folgendermaßen aus:

(61) *Christian bügelt sein Hemd.*



Die Generative Grammatik hat die Begriffe ‚Subjekt‘ und ‚Objekt‘ nicht nur übernommen, sondern ihnen in ihrer Theorie auch einen zentralen Platz zugewiesen. Im obigen Satz ist, ebenso wie in der Traditionellen Grammatik, *Christian* Subjekt und *sein Hemd* Objekt. Dieses Schema soll grundsätzlich alle Sätze in allen Sprachen der Welt beschreiben können. Die erst später entwickelte X-Bar-Theorie sollte dies ermöglichen, indem das universale X-Bar-Schema eingeführt wurde, das eine exaktere Beschreibung der Beziehungen zwischen den einzelnen Konstituenten erlaubt und die für jede einzelne Phrase gültig sein muss. Darauf wird später detaillierter eingegangen.

Wichtig ist hier zunächst zweierlei:

- (a) Das Subjekt ist VP-extern und das Objekt VP-intern;
- (b) die generativistische Phrasenstruktur arbeitet *ausschließlich* mit binären Operationen.

Zu (a): Jeder Satz muss aus einer NP und einer VP bestehen, da aber eine VP nicht obligatorisch immer eine weitere NP enthält, sondern auch nur aus einem Verb bestehen kann (in intransitiven Sätzen), die NP (in der Spezifikator-Position von VP) aber notwendig besetzt sein muss, folgt daraus, dass jeder intransitive Satz zumindest ein Subjekt und ein Verb enthalten muss, das heißt, eine Subjekts-NP und eine VP. Ein transitives Verb verlangt, damit der Satz grammatisch ist, zusätzlich eine Objekts-NP. Für das Objekt bedeutet das, dass es

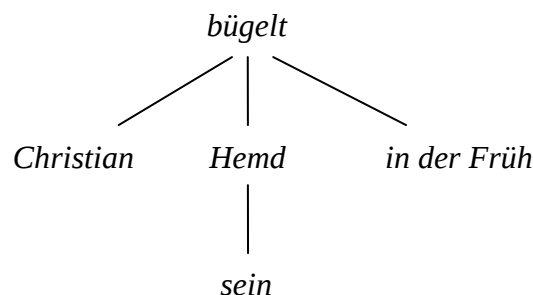
¹⁰ Der Einfachheit halber wird in diesem Kapitel auf die Miteinbeziehung von Bewegung (*movement*) und auf funktionale Kategorien wie C (*complementizer*) oder I (*inflexion*) verzichtet. Auf die Kasus-theorie wird in 4.1.2. näher eingegangen.

durch seine Stellung innerhalb der VP auch eine viel engere Bindung zum Verb hat als das Subjekt, das außerhalb der VP steht. (Es gibt allerdings innerhalb der Generativen Grammatik eine Hypothese, die das Subjekt innerhalb der VP lokalisiert. Nach dieser sogenannten ‚VP-Internal Subject Hypothesis‘ steht das Subjekt ursprünglich in der Spezifizierer-Position innerhalb der VP und gelangt erst durch Bewegung in die Spezifizierer-Position der VP und steht damit also außerhalb der VP (vgl. Cook/Newson 2007: 84f.).)

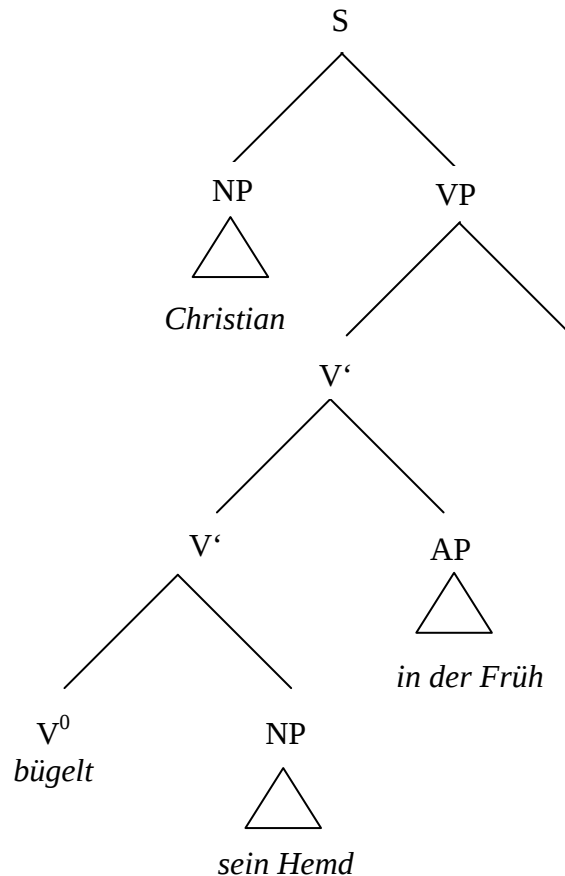
Zu (b): Ein entscheidender Unterschied zur Valenztheorie, die ebenfalls Baumdiagramme verwendet, besteht darin, dass ein Knoten immer nur höchstens *zwei* Kanten haben kann. In der Valenztheorie steht meist das Verb an der Spitze des Strukturbaums und regiert eine bestimmte Anzahl von Dependents. Das heißt, ein Regens kann auch mehr als nur zwei Dependents unter sich haben, da es nicht nur die Aktanten (Ergänzungen), sondern auch die Angaben regiert. Um den Unterschied zwischen einem Strukturbaum in der Valenztheorie und einem in der Generativen Grammatik deutlich zu machen, fügen wir in den Satz (61) eine adverbiale Ergänzung ein:

(62) *Christian bügelt sein Hemd in der Früh.*

In der Valenztheorie wird das folgendermaßen dargestellt:



Im X-Bar-Schema der generativen Syntax hingegen wird der selbe Satz so dargestellt:



Die adverbiale Angabe *in der Früh* ist im valenzgrammatischen Diagramm eine unmittelbar unter dem Verb stehende freie Angabe (besetzt aber keine vom Verb eröffnete Leerstelle), während sie im generativistischen Diagramm als AP an V' adjungiert wird und somit auf einer anderen hierarchischen Stufe steht als die NP *sein Hemd*. Die AP ist zugleich Schwester von V' und wird von V' dominiert, die NP *sein Hemd* hingegen wird zwar auch von V' dominiert, ist aber Schwester von V⁰. Die NP ist zudem Komplement vom Kopf V⁰. Das heißt, nur die NP wird vom Kopf subkategorisiert, nicht aber die AP. Die Zweiteilung innerhalb von V' bleibt somit erhalten, da die AP lediglich als Adjunkt an V' angefügt wird und weggelassen werden kann. Ebenso können umgekehrt beliebig viele Adjunkte zu V' hinzutreten. Das Komplement ist obligatorisch und wird vom Kopf (in diesem Fall vom Verb *bügelt*) als notwendige Ergänzung gefordert.

Das Objekt wird aus der Sicht der Generativen Grammatik als das Komplement des Verbs (des Kopfes V⁰) definiert. Dieses Objekt entspricht dem ‚direkten Objekt‘ in der traditionellen Terminologie. Noch einmal auf den Punkt (b) zurückkommend, könnte man überspitzt formulieren, dass für die Begriffe ‚direktes Objekt‘ und ‚indirektes Objekt‘ in der Generativen Grammatik kein Platz ist, da das Objekt ja als das einzige Komplement des

Kopfes V^0 auftritt und somit grundsätzlich einen anderen Status erhält als das sogenannte ‚indirekte Objekt‘, das getrennt behandelt wird. Und tatsächlich ist der Status des indirekten Objekts in der Generativen Grammatik umstritten. Trask (2007: 75, 116) weist darauf hin, dass in der Generativen Grammatik nur das direkte Objekt als Objekt anerkannt wird, womit die Unterscheidung ‚direkt‘ und ‚indirekt‘ überflüssig wird und nur mehr von ‚Objekten‘ die Rede ist. Indirekte Objekte gelten demnach nicht als Objekte.

Der Gebrauch des Terminus ‚Objekt‘ in der Generativen Grammatik ist aber dennoch nicht einheitlich, auch wenn die Bestimmung als Komplement vom Verb allgemein zutrifft. Die zwar nicht explizit so titulierte, aber dennoch deutlich generativistisch ausgerichtete Syntax-Einführung von Ramers (2007) etwa behandelt das ‚Objekt‘ nicht gesondert und verwendet den Terminus auch eher spärlich. Grewendorf (2002) gebraucht in seiner „Minimalistischen Syntax“ die Begriffe ‚indirektes Objekt‘ und ‚direktes Objekt‘. In der ebenfalls mit minimalistischer Syntax arbeitenden „Core Syntax“ von Adger (2003) ist dem Thema „Subjects and Objects“ sogar ein eigenes, ausführliches Kapitel gewidmet (S. 204-243). Sowohl Grewendorf (2002: 53-66: „Doppelobjekt-Konstruktionen und Transitivität“) als auch Adgen (2003: 128-130) behandeln das ‚indirekte Objekt‘ im Zusammenhang mit sogenannten ‚Doppelobjekt-Konstruktionen‘, was verwirrend ist, da der Gebrauch desselben Terminus in Bezug auf das Deutsche etwas anderes meint (nämlich Sätze mit zwei Objekten im Akkusativ, nach dem Muster *jemanden etwas lehren*). Adgen (2003: 128) versteht unter „double object construction [...] a ditransitive which is lacking a preposition“. Als Beispiel nennt er dafür:

(63) *Benjamin gave Lee the cloak.*

In 2.3.2. hingegen wurden Sätze nach diesem Muster als Beispiele für Primäre und Sekundäre Objekte im Englischen genannt.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass das Konzept von ‚Subjekt‘ und ‚Objekt‘, ungeachtet ihrer Benennung, in der Generativen Grammatik eine wichtige Rolle spielt und für die universalen Ansprüche dieser Theorie unerlässlich ist. Das Satzmodell der Generativen Grammatik ist damit jenem der antiken Logik sehr ähnlich, indem die alte Zweiteilung in Subjekt und Prädikat sich in den beiden Phrasen NP und VP wiederfindet. Welke (2007: 3f.) weist auf die Parallelen zwischen den syntaktischen Relationen in der X-Bar-Theorie und den Satzgliedern der traditionellen Satzgliedanalyse hin, indem ‚Kopf‘, ‚Komplement‘, ‚Spezifikator‘ und ‚Adjunkt‘ im Großen und Ganzen ‚Prädikat‘ (= Verb), ‚Objekt‘, ‚Subjekt‘ und ‚Adverbialbestimmung‘ entsprechen.

In Anlehnung an Welke (2007: 23) kann die in 2.4.1. bis 2.4.3. erarbeitete Terminologie zusammengefasst werden (das antike Satzmodell aus Tabelle 1 wurde hinzugefügt; die Sprachtypologie wird nicht miteinbezogen, da deren Terminologie immer auf Kompromissen beruht und nicht theoretisch begründet ist):

Platon / Aristoteles:	<i>rhēma</i>	<i>ónoma</i>	<i>rhēma</i>	
Semantik:	Prädikat	Argument		Modifikator
Satzgliedanalyse:	Prädikat	Subjekt	Objekt	Adverbiale Bestimmung
Valenztheorie:	Valenzträger	Ergänzung		Angabe
X-Bar-Theorie:	Kopf	Spezifikator	Komplement	Adjunkt

Tabelle 8: Benennung der Satzglieder in den unterschiedlichen Theorien

2.4.4. Sprachtypologie

Einiges wurde bereits im Zusammenhang mit direkten/indirekten Objekten und primären/sekundären Objekten vorweggenommen und wird deshalb hier auch nicht mehr so ausführlich behandelt. Die Sprachtypologen sind sich in einem Punkt einig: Um sprachübergreifend arbeiten zu können, ist es unumgänglich, diskrete Kategorien wie Subjekt, Objekt, Verb, Kasus, Pronomen, Nomen usw. anzunehmen bzw. erst zu schaffen. Der Sprachtypologe Matthew Dryer hat diesbezüglich in einem Vortrag im September 2008 in Wien mit Nachdruck betont, dass man in der Sprachtypologie darauf angewiesen ist, willkürlich Grenzen zu ziehen: „One cannot do typology without drawing boundaries in this continuous space that are to some extent arbitrary.“¹¹ Schon zu Beginn der modernen Sprachtypologie sprach Greenberg (1966) von SOV-, SVO, VSO-, VOS-, OVS- und OSV-Sprachen, was die Annahme von universalen Kategorien Subjekt, Objekt und Verb mit sich zieht. Greenberg war sich dieses Umstands indessen bewusst:

If a language has verb-subject-object as its basic word order in main declarative clauses, the dependent genitive always follows the governing noun. It is here assumed, among other things, that all languages have subject-predicate constructions, differentiated word classes, and genitive constructions, to mention but a few. I fully realize that in identifying such phenomena in languages of differing structure, one is basically employing semantic criteria. [...] If, for example, a formal definition of ‘noun’ resulted in equating a class containing such glosses as ‘boy’, ‘nose’, and ‘house’ in one language with a class containing such items as ‘eat’, ‘drink’, and ‘give’ in a second language, such a definition would forthwith be rejected and that on semantic grounds. (Greenberg 1966: 41)

¹¹ Vortrag Matthew Dryer: „Typological Databases“. Konferenz „Uralic Typology Database Project“, Wien, 25.9.-26.9.2008, Handout: 58.c.

Der Rückgriff auf semantische Merkmale ist unvermeidlich, wenn man versucht, die Strukturen verschiedener (in erster Linie nicht-verwandter) Sprachen miteinander zu vergleichen. Dafür plädiert auch Croft (2003: 13), indem er auf die oben zitierte Passage Greenbergs Bezug nimmt: „But the variation in structure makes it impossible to use structural criteria, or only structural criteria, to identify grammatical categories across languages. [...] Hence, the ultimate solution is a semantic one.”

Für Sprachtypologen stellen sich also solche Probleme, die in den vorangehenden Kapiteln besprochen wurden, nicht in dem gleichen Maße, oder aber sie nehmen die Gefahren der Klassifizierung bewusst in Kauf. Vor allem auf dem Gebiet der ‚grammatical relations‘¹² werden die Begriffe Subjekt, direktes Objekt und indirektes Objekt sprachvergleichend – zunächst für die Akkusativ-Sprachen – verwendet und für bereits erwähnte Hierarchisierungen herangezogen. Die zwei wichtigsten Hierarchien beziehen sich auf die Kasusmarkierung einerseits und auf die verbale Flexion andererseits (nach Whaley 1997: 154):

- (a) ‚Agreement (GR) Hierarchy‘: Subjekt > direktes Objekt > indirektes Objekt > andere
- (b) ‚Case Hierarchy‘: andere > indirektes Objekt > direktes Objekt > Subjekt

Die ‚Agreement Hierarchy‘ besagt, dass am Verb am ehesten das Subjekt und am wenigsten das indirekte Objekt oder andere Relationen markiert werden. Die Kasushierarchie andererseits besagt, dass bei Sprachen, die über eine Kasusmarkierung verfügen, das Subjekt am wenigsten und das indirekte Objekt bzw. andere Relationen am deutlichsten markiert sind. Das kann zunächst an einem deutschen Beispiel illustriert werden:

(64)	<i>Er</i>	<i>schenkt</i>	<i>sein-er Frau</i>	<i>ein-en Ring.</i>
	-∅	3Sg	-er -∅	-en -∅
	S	V	IO	DO

Das Subjekt *er* steht im unmarkierten Nominativ. Das indirekte und das direkte Objekt sind markiert. Die Kasushierarchie IO > DO wird deutlich, wenn man das deutsche Kasussystem betrachtet, in dem der Nominativ und der Akkusativ in einigen Fällen zusammenfallen, so etwa im Pl. mask.:

die Männer [NOM, AKK] : *den Männern* [DAT]

Oder im Sg. fem.:

die Frau [NOM, AKK] : *der Frau* [DAT].

¹² Nur notdürftig mit ‚relationale Typologie‘ ins Deutsche übersetzt.

Der Kasus, in dem gewöhnlich (aber nicht immer!) das indirekte Objekt steht, ist stärker markiert als der Kasus für das sogenannte „Akkusativobjekt“. Die Agreement Hierarchy besagt aber auch, dass in manchen Sprachen das Verb zusätzlich auf das direkte Objekt verweisen kann. Das ist im Ungarischen der Fall (DEF = definit, INDEF = indefinit, Präs = Präsens):

- (65) *Péter* *Laurá-nak* *egy* *gyűrű-t* *ad.*
Peter (-∅) Laura-DAT ein Ring-SgAKK geb-3SgPräsINDEF (-∅)
S IO DO V
„Peter gibt Laura *einen* Ring.“
- Péter* *Laurá-nak* *ezt a* *gyűrű-t* *ad-ja.*
Peter (-∅) Laura-DAT diesen Ring-SgAKK geb-3SgPräsDEF (-ja)
S IO DO V
„Peter gibt Laura *diesen* Ring.“

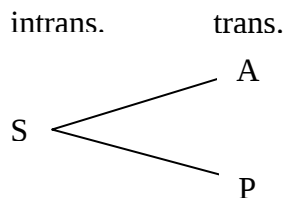
Im Ungarischen gibt es für jedes Verb zwei Konjugationen: eine definite und eine indefinite. Es wird also am Verb markiert, ob das direkte Objekt definit oder indefinit ist, nicht aber das indirekte Objekt.

Die Sprachtypologie gerät aber in eine Zwickmühle, wenn es Sprachen mit Nominativ-Akkusativ-Markierung (wie das Deutsche und das Ungarische) mit solchen vergleichen will, die grammatische Relationen auf eine andere Weise markieren. Wenn man wieder die semantischen Rollen, die in 2.3.2. vorgestellt wurden, heranzieht, so kann man sagen, dass Sprachen wie das Deutsche S (intransitives Subjekt) und A (Agens) gleich und P (transitives direktes Objekt) anders markieren. (T und G sind hier nicht von Bedeutung, da es im Folgenden nur um monotransitive Sätze geht.) Die bekannteste, und am weitesten verbreitete, Alternative zu diesem Typ ist das Ergativ-Absolutiv-System: In solchen Sprachen sind S und P formal identisch („Ergativ“), während A („Absolutiv“) anders markiert wird. Neben Akkusativ- und Ergativ-Systemen gibt es auch noch andere Typen, in denen sich S, A und P jeweils unterschiedlich gruppieren. Insgesamt kann man sechs solche Typen auflisten (nach Whaley 1997: 157-164 und Croft 2003: 144-146), wobei sich die ersten fünf aus den logischen Kombinationsmöglichkeiten von S, A und P ergeben:

Typen der Markierung:			Häufigkeit
Nominativ-Akkusativ („Nominativsprachen“)	[S A] [P]	S = A	sehr häufig
Ergativ-Absolutiv („Ergativsprachen“)	[A] [S, P]	S = P	sehr häufig
Neutral	[A S P]	A = S = P	häufig
<i>accusative-focus</i>	[S] [A P]	A = P	sehr selten
<i>tripartite</i>	[S] [A] [P]	S ≠ A ≠ P	sehr selten
<i>split-intransitiv</i> („Aktivsprachen“)	[S _A] [S _P P]	S _A = A S _P = P	

Tabelle 9: Typen der Markierung

Wie die rechte Spalte anzeigt, kommen diese Typen unterschiedlich häufig vor. (Die sogenannten „Aktivsprachen“ – in denen das intransitive Subjekt je nach Grad der Agentivität unterschiedlich markiert wird – werden hier nicht weiter besprochen.) Croft (2003: 145) zeichnet ein „conceptual space“, das das mögliche Verhältnis von Satzgliedern in intransitiven und transitiven Sätzen darstellt



In einem intransitiven Satz kann nur ein S vorkommen (aus diesem Grund plädiert Palmer (1994: 10) auch dafür, ‚S‘ sinnvollerweise als „single argument“ und nicht als ‚Subjekt‘ zu verstehen), in einem transitiven Satz hingegen sind die beiden semantischen Rollen A und P obligatorisch. Die Balken in Crofts „conceptual space“ stellen die Möglichkeiten dar, nach denen S, A und P markiert werden können. Daraus ergeben sich die folgenden vier Kombinationsmöglichkeiten (vgl. Croft 2003: 145f.):

- (a) S und A werden gleich markiert
- (b) S und P werden gleich markiert
- (c) S, A und P werden gleich markiert
- (d) S, A und P werden alle unterschiedlich markiert

Der einzige Typ, der aufgrund der fehlenden Verbindung zwischen A und P nicht möglich sein kann und dessen Existenz auch umstritten ist, ist *accusative-focus*.¹³ Die beiden Typen Neutral (c) und *tripartite* (d) sind ebenfalls weniger häufig als (a) und (b), da sie entweder

¹³ Croft (2003: 146) nennt einen einzigen Fall – Vergangenheitsform der iranischen Sprache Rushan –, in dem es ansatzweise diese Markierung gibt.

unökonomisch sind oder die Funktionen undeutlich markieren. Whaley (1997: 159) stellt diesbezüglich zwei Prinzipien auf:

Relational visibility: The relation of a nominal must be recoverable from the morphosyntax of a language.

Relational economy: Systems of relational marking tend to avoid redundancy. That is, nominals tend not to be multiply identified, and unneeded morphosyntactic distinctions are avoided.

Typ (c) verletzt das Prinzip der Sichtbarkeit, da S, A und P formal voneinander nicht zu unterscheiden sind. Typ (d) hingegen verletzt das Prinzip der Ökonomie, da S, A und P alle unterschiedlich markiert werden. Der Schluss, der daraus gezogen werden kann und muss, ist, dass lediglich A und P unterschiedlich markiert sein *müssen*, um ökonomisch zu sein und die Funktion aufzuzeigen. Von diesem Standpunkt aus ist es unbedeutend, ob neben der formalen Trennung von A und P, die notwendig ist, S und A oder S und P formal zusammenfallen. Dieses Ergebnis unterstreicht auch Crofts „conceptual space“.

Die Typen mit Nominativ-Akkusativ- und Ergativ-Absolutiv-Markierung sind somit die einzigen, die übrigbleiben. Das sind auch die am häufigsten vertretenen Typen. Somit kann eine sprachliche Universalie aufgestellt werden: Jede Sprache muss zwischen Agens (Verursacher der Handlung) und Patiens (der Betroffene der Handlung) unterscheiden können. Denn ohne diese Unterscheidung wäre menschliche Kommunikation nicht möglich.¹⁴ Die Unterscheidung zwischen Agens und Patiens entspricht in Sprachen wie das Deutsche der Unterscheidung zwischen Subjekt und Objekt. In Sprachen mit Nominativ-Akkusativ-Markierung werden die grammatischen Relationen (oder Funktionen oder Satzglieder), die die semantischen Rollen ‚Agens‘ und ‚Patiens‘ ausdrücken, für gewöhnlich ‚Subjekt‘ und ‚Objekt‘ genannt. (Auf die offensichtliche Problematik, dass ‚Objekt‘ ja nicht unbedingt immer dem Akkusativ entspricht, was die Bezeichnung ‚Akkusativ-Sprache‘ aber nahelegen würde, wird an anderer Stelle eingegangen.) ‚Subjekt‘ steht für S + A und ‚Objekt‘ für P. Für Sprachen mit Ergativ-Absolutiv-Markierung funktioniert das aber nicht, wie die folgende Tabelle zeigt:

¹⁴ Vgl. Palmer (1994: 22): „If, for instance, we are talking about someone hitting someone else, we need to know who does the hitting (the agent) and who was hit (the patient) [...]. Without such identification, it might be thought, communication would be impossible.” – Aitchison (2007: 177): „All languages [...] can say who did what to who.”

	intransitiv	transitiv		Satzglied	
Nominativ-Akkusativ:					
	S (= A)	A (= S)	P	Subjekt	Objekt
	Subjekt	Subjekt	Objekt	S = A	P
Ergativ-Absolutiv:					
	S (= P)	A	P (= S)	Subjekt	Objekt
	? Objekt	? Subjekt	? Objekt	? A	? P = S
	? Subjekt	? Objekt	? Subjekt	? S = P	? A
	Ergativ	Absolutiv	Ergativ	Ergativ	Absolutiv
				P = S	A
Nominativ-Akkusativ + Ergativ-Absolutiv (nach Palmer 1994: 14f.):				primary relations	secondary relations

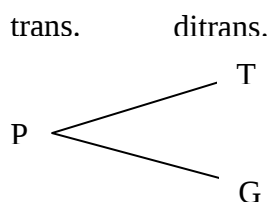
Tabelle 10: ‚Subjekt‘ und ‚Objekt‘ in Nominativ- und Ergativsystemen

Aus Tabelle 10 wird eindeutig ersichtlich, dass die Termini ‚Subjekt‘ und ‚Objekt‘ nur die grammatischen Verhältnisse in Sprachen mit Nominativ-Akkusativ-Markierung adäquat widerspiegeln, nicht aber jene in Sprachen mit Ergativ-Absolutiv-Markierung. Palmer (1994) hat eine elegante Lösung dafür gefunden, indem er von „primary“ und „secondary relations“ spricht und es dabei dem einzelnen Sprachtyp überlässt, welche beiden semantischen Rollen gleich kodiert werden. Diese Erkenntnis stellt natürlich unser gewohntes Subjekt-Objekt-Konzept in Frage. Dennoch ist Whaley (1997: 72f.) darum bemüht, Subjekte und Objekte als universale Kategorien zu betrachten, mit der Begründung, dass die meisten Ergativ-Sprachen zusätzlich auch von der Nominativ-Akkusativ-Markierung Gebrauch machen. (Umgekehrt weisen natürlich auch viele Akkusativ-Sprachen, das Deutsche nicht ausgeschlossen, ergative Züge auf, weswegen es auch angebrachter ist, nicht von ‚Akkusativ-‘ und ‚Ergativ-Sprachen‘ als solche zu sprechen sondern von ‚Nominativ-Akkusativ-‘ bzw. ‚Ergativ-Absolutiv-Markierung‘ innerhalb einer Sprache.) Whaley (1997: 73) kommt daher zu dem Schluss: „At any rate, it is clear that even after one recognizes the existence of ergative and absolutive relations there is still a need to take the notions of subject and object as being somehow more basic to human language.“

Damit sind wir wieder zu der Feststellung gelangt, dass die Unterscheidung von Agens und Patiens universal sein muss. Und wenn wir in Tabelle 10 nur die transitive Spalte betrachten, so ist die Verwirrung aufgelöst, da hier in beiden Typen eine klare Trennung von Agens und Patiens vorliegt (im Gegensatz zum *tripartite*- und *accusative-focus*-Typ). Der Vergleich von transitiven Sätzen in Ergativ- und Akkusativ-Sprachen dürfte somit auch keine große terminologische Herausforderung darstellen. Festzuhalten bleibt aber trotzdem, dass der

Begriff ‚Objekt‘ aus der Beschäftigung mit Akkusativ-, also indogermanischen Sprachen stammt.

Die Behandlung des indirekten Objekts innerhalb der Sprachtypologie kann hier nur kurz angerissen werden. Wie bereits in 2.3.1. erwähnt, sind die Termini ‚direktes Objekt‘ und ‚indirektes Objekt‘ in der Sprachtypologie sehr gebräuchlich. Crofts „conceptual space“ für intransitive und transitive Konstruktionen wurde bereits besprochen, er hat dieses Konzept aber auch um eine ditransitive Ebene erweitert. Die Achse S – A bleibt unverändert, die Objekt-Achse verändert sich wie folgt (Croft 2003: 154; für die Erklärung von T und G vgl. 2.3.2.):



Wie bereits festgestellt wurde, gibt es in transitiven Sätzen nur ein Objekt, womit die Unterscheidung zwischen ‚direktem Objekt‘ und ‚indirektem Objekt‘ dort hinfällig wird.

Zusammenfassend lässt sich über die Sprachtypologie Folgendes sagen: ‚Subjekt‘ und ‚Objekt‘ können bedenkenlos verwendet werden, sofern nur Nominativ-Akkusativ-Systeme miteinander verglichen werden. Allerdings geht aus Tabelle 9 auch hervor, dass die Satzgliedrelationen (‚grammatical relations‘), die traditionell Subjekt und Objekt genannt werden, auch zwischen Nominativ- und Ergativ-Sprachen verglichen werden können, wenn man nur die transitive Ebene betrachtet und die intransitive außer Acht lässt. Innerhalb der Spalte ‚transitiv‘ in Tabelle 10 bereitet der Vergleich von A und P keine Schwierigkeiten, da es zu einer Übereinstimmung von Subjekt : Absolutiv (= A) und Objekt : Ergativ (= P) kommt. Wie das Subjekt in intransitiven Sätzen (S) markiert wird, muss im Grunde für die isolierte Betrachtung von transitiven Sätzen unwesentlich sein. Schließlich vermittelt die Sprachtypologie eine gewisse Sensibilität gegenüber dem Gebrauch von Terminologie und warnt einerseits davor, Termini zu verwenden, ohne sie vorher klar definiert zu haben, ermuntert aber andererseits dazu, klare Grenzen zu ziehen, um überhaupt linguistisch arbeiten zu können. Terminologie beruht immer auf Kompromissen und dient mehr als Werkzeug denn als Bezeichnung von Erkenntnissen über die Wahrheit.

2.5. Zwischenresümee und Hypothese I

Nach diesem Überblick können die Ergebnisse zusammengefasst und eine erste Hypothese aufgestellt werden, um den Bereich einzugrenzen, in dem das Objekt gesucht werden soll. Die hier erarbeiteten Punkte sollen gleichzeitig als terminologische Grundlage für die folgenden Abschnitte dienen. (,S‘ steht hier wieder sowohl für das intransitive Subjekt als auch für das transitive Subjekt.)

- (a) Ein IO gibt es nur dann, wenn es auch ein DO gibt. Ein DO gibt es nur dann, wenn es auch ein S gibt. Das ist unabhängig vom Kasus: *Du hilfst **mir*** (= DO). ***Mir** ist kalt* (= S).
- (b) Wenn ein Satz nur ein ‚Objekt‘ hat, dann ist damit immer ein DO gemeint.
- (c) Ein Objekt ist immer obligatorisch. Wenn es an der Oberfläche weggelassen wird, handelt es sich um eine Ellipse (z.B. *Ich singe. Ich rauche.*). Wenn das Objekt semantisch oder konzeptuell im Verb enthalten ist, ist das Verb syntaktisch dennoch intransitiv und kann also kein Objekt fordern (z.B. *dinieren*).
- (d) Die Unterscheidung zwischen Agens und Patiens ist universal und muss erstens in jeder Sprache und zweitens in jedem transitiven Satz innerhalb einer bestimmten Sprache vorhanden sein.
- (e) Morphosyntax und Semantik (Ausdruck und Inhalt) müssen voneinander geschieden werden.

Das nächste Kapitel (Kap. 3) knüpft hier an und befasst sich mit der Frage, wie die morphologische Form (z.B. Akkusativ), die Funktion im Satz (z.B. direktes Objekt) und der semantische Gehalt (z.B. Patiens) einer Phrase miteinander korrelieren. Hypothese I weist bereits darauf hin, dass es keine grundsätzliche eins-zu-eins-Übereinstimmung zwischen Funktion und morphologischer Form (a), Semantik und Funktion (c) und Semantik und morphologischer Form (e) gibt.

3. Form, Funktion und Bedeutung des Objekts

Dieser Abschnitt bildet eine Art Bindeglied zwischen dem Kap. 2, in dem die Terminologie präzisiert wurde und theoretische Fragen problematisiert wurden, und jenem Teil der Arbeit, der nach Lösungsansätzen dieser Probleme sucht (Kap. 4 und 5). Die später zu erarbeitenden Hypothesen werden hier vorbereitet. Das erklärt auch den exkursorischen Charakter dieses Kapitels.

Auf die Unschärfe der Termini ‚Akkusativ-Objekt‘ und ‚Dativ-Objekt‘ wurde schon des Öfteren hingewiesen, ebenso auf den Unterschied von relationalen und kategorialen Größen (siehe 2.1.). Es erweist sich, dass die Untersuchung von Objekten im Spannungsfeld von drei Bereichen liegt:

- (a) Morphosyntaktische Kategorien: Akkusativ, Dativ, Genitiv etc.
- (b) Relationen: syntaktische Funktionen, Satzglieder (Subjekt, Objekt)
- (c) Semantik: Patiens, Agens etc.

Die morphosyntaktische Form ist zum Beispiel ein Nomen mit Kasusmerkmal Dativ, sie kann aber auch eine gesamte Wortgruppe bezeichnen, eine Dativ-NP (eine Nominalphrase, dessen Kopf den Kasus Dativ trägt). Satzglieder – also Subjekt und Objekt – sind relationale Größen, die erst im Satzkontext bestimmt werden können. Patiens und Agens schließlich bezeichnen die semantischen Größen, die hinter der Handlung stehen. Inwiefern diese drei Ebenen zusammenwirken, variiert von Grammatiktheorie zu Grammatiktheorie und kann hier nur als eine der wesentlichen Fragestellungen der Grammatiktheorie überhaupt umrissen werden.

Wichtig ist auf jeden Fall die Feststellung, dass diese drei Bereiche nicht vermischt werden dürfen.

3.1. Kategorie und syntaktische Funktion (Relation)

Satzglieder können nicht isoliert betrachtet werden. Subjekte und Objekte beziehen sich immer aufeinander – es gibt kein Objekt per se –, ebenso wie ‚direktes Objekt‘ und ‚indirektes Objekt‘ immer aufeinander bezogen sind. Im Unterschied dazu sind kategoriale Größen wie Verb oder Akkusativ-NP unabhängig vom Satzkontext zu bestimmen: *siehst* ist immer die 2. Person Singular Präsens des starken Verbs *sehen*, *den liebenswerten Hund* ist immer eine Nominalphrase im Akkusativ (von Formsynkretismen abgesehen).

Kategorie	Relation
Kasus	Satzglied
z.B. Akkusativ-NP	z.B. direktes Objekt
z.B. Dativ-NP	z.B. indirektes Objekt

Tabelle 11: Form und Funktion

Vgl. die beiden Beispielsätze (Adv. = Adverb):

- (1) *Franz isst den ganzen Kuchen.*
AKK-NP = DO
- (2) *Franz isst den ganzen Tag.*
AKK-NP = Adv.

Die Trennung von kategorialen und relationalen Größen ist für alle grammatiktheoretischen Richtungen relevant. Die Unterscheidung ist dabei nicht immer einfach.

3.2. Morphosyntaktischer Ausdruck und Semantik

Das Verhältnis von Bedeutung (Inhalt, *signifié*) und Form (Ausdruck, *signifiant*) stellt eine der grundlegenden Fragen der philosophischen Beschäftigung mit Sprache und der Semiotik dar. Für uns von Interesse ist hier vor allem die Beschreibung und Benennung der Satzglieder. Die Unterscheidung, die Palmer (1994: 4-6) macht, trifft ungefähr auf die beiden Seiten Ausdruck und Inhalt zu: Er spricht von „notional roles“ („agent“, „patient“) und „grammatical roles“ („Agent“, „Patient“). Die „grammatical roles“ entsprechen dabei den morphosyntaktischen Realisierungen der „notional roles“ (der semantischen Seite). Palmer (1994: 6) weist aber auch auf die mangelhafte Korrelation zwischen semantischer und grammatikalischer Ebene hin: „[...] there is seldom, if ever, a one-to-one correlation between notional and grammatical categories.“ Als einfaches Beispiel nennt er hier in erster Linie solche Konstruktionen, in denen das grammatische Subjekt, also das Agens („Agent“), eigentlich der Erfahrer („perceiver“, „experiencer“) der Handlung ist:

- (3) *They like cherries.*
Most men fear death.

Im Deutschen handelt es sich dabei um die klassischen Beispiele von ergativen – oder „unakkusativischen“ (Fabricius-Hansen 2006: 418) – Konstruktionen wie:

- (4) *Robert fürchtet den Tod.*

Aber auch:

- (5) *Robert starb.*
Das Buch ist entstanden.

In (5) haben die Nominativ-NPs und grammatischen Subjekte eher Patiens-Merkmale und sind auch passivierbar:

- (6) *Der gestorbene Robert.*
Das entstandene Buch.

In solchen Sätzen treten also semantische Rolle und morphosyntaktische Realisierung auseinander. In (4) etwa ist Robert zwar das grammatische Subjekt, aber das semantische Patiens, denn es ist der Tod, der ihn dazu veranlasst, sich zu fürchten. Der Vorschlag Palmers (1994), für die semantischen Rollen kleine Anfangsbuchstaben („agent“) und für die grammatischen Rollen große Anfangsbuchstaben („Agent“) zu verwenden, sorgt jedoch eher für Verwirrung und ist vor allem in einer Arbeit, die nicht primär sprachvergleichend vorgeht, auch nicht weiter vonnutzen.

Ausdruck und Inhalt der Satzglieder können folgendermaßen gegenübergestellt werden (ohne jedoch dass es zu einer eins-zu-eins-Korrelation kommen würde):

Ausdruck	Inhalt
Morphosyntax	Semantik
Akkusativ-NP	Patiens
Nominativ-NP	Agens

Tabelle 12: Form und Bedeutung

3.3. Syntaktische Funktion (Relation) und Semantik

Satzglieder als relationale Größen können aber auch nicht hinreichend als semantische Kategorien definiert werden. Auf die ontologische und logische Herkunft der Begriffe der Satzglieder wurde in Kap. 2 ausführlich eingegangen. Die Termini ‚direktes Objekt‘ und ‚indirektes Objekt‘ jedoch sind auch semantisch motiviert, insofern nämlich, als das direkte Objekt „direkter“ als das indirekte Objekt von der Handlung betroffen ist. Auch Wegener (1986: 13) vertritt diesen Standpunkt (allerdings eher als eine Notlösung): „Jedoch ist gerade die semantische Definition noch am ehesten aufrechtzuerhalten: Es läßt sich nachweisen, daß die Intuition der alten Grammatiker richtig war, daß die Denotate des DO direkter in die

Handlung involviert sind als die des IO.“ Mogensen (1994: 150) hingegen lehnt eine Vermischung von syntaktischer Relation und Semantik ab: „Satzglieder sind syntaktische Funktionen, und als solche sollte man sie nicht primär semantisch definieren.“

Damit stehen wir vor einer gewichtigen Frage der Grammatiktheorie: Inwiefern spiegelt die Syntax den semantischen Gehalt des Auszusagenden wieder? Oder, anders ausgedrückt: Hat Grammatik an sich überhaupt eine Bedeutung? Hier kann man ganz grundsätzlich und ohne auf die daraus resultierenden Auswirkungen auf die gesamte Grammatikschreibung und Sprachtheorie an sich eingehen zu können, obwohl das mehr als wünschenswert wäre, zwei Positionen ausmachen:

- (a) Semantische Motivierung der Syntax oder
- (b) Autonomie der Syntax.

Der Standpunkt (b) wird von der Generativen Grammatik vertreten und ergibt sich auch als eine logische Konsequenz aus ihrer umfassenden Sprachtheorie, die einerseits die (menschliche) Sprachkompetenz als ein eigenständiges Modul innerhalb der Kognition bestimmt und andererseits dieses Sprachmodul wiederum in Submodule unterteilt. Die Generative Grammatik trennt grundsätzlich zwischen Grammatik und Semantik. Die gewissermaßen entgegengesetzte (und wissenschaftsgeschichtlich auch aus der Abgrenzung gegenüber und der Ablehnung der Generativistik herausgewachsene) Position (a) geht von einem grundsätzlich fließenden Übergang von Semantik und Grammatik aus und wird vor allem von der Kognitiven Linguistik vertreten. Konsequenterweise lehnen diese auch die Modularitätshypothese Chomskys ab. So etwa spricht Leonard Talmy, der Begründer des sogenannten ‚Conceptual Structuring System Model‘, von einem Lexikon-Grammatik-Kontinuum (vgl. Evans/Green 2006: 514). Diese Position rechtfertigt demnach den Gebrauch semantischer Termini für syntaktische Begriffe. Auf die Notwendigkeit semantischer Begrifflichkeit wurde in Kap. 2 hingewiesen (vgl. Greenbergs und Crofts Stellungnahmen). Paradoxerweise greift die so sehr auf eine Trennung bedachte Generative Grammatik letztlich auf semantische Kriterien zurück, wenn sie von Nominal-, Verbal-, Adjektiv- und Präpositionalphrasen spricht.

Syntaktische Relation	Semantik
direktes Objekt	Patiens, Thema
indirektes Objekt	<i>goal</i>
Subjekt	<i>Agens</i>

Tabelle 13: Funktion und Bedeutung

3.4. Mögliche Zusammenhänge

In welchem Verhältnis stehen nun die in 3.1., 3.2. und 3.3. behandelten Bereiche der Sprache und welche gegenseitigen Beeinflussungen existieren überhaupt? Als die beiden Eckpunkte können die morphosyntaktische und die semantische Seite (als *signifié* und *signifiant*) angenommen werden. Die syntaktischen Relationen (oder Syntax) müssen wohl zwischen Ausdrucksseite und Inhaltsseite angesiedelt werden (vgl. dazu auch Ramers 2007: 13). Die möglichen Beeinflussungen wurden schon besprochen und werden nochmals zusammenfassend dargestellt (in Klammer stehen jeweils einige Vertreter):

- (a) Kommunikation, Pragmatik > Syntax (Funktionale Grammatiken, z.B. die IDS-Grammatik von Zifonun/Hoffmann/Strecker (1997))
- (b) Semantik > Syntax (Kognitive Linguistik, z.B. Leonard Talmy)
- (c) Syntax > Syntax (= Autonomie der Syntax) (Generative Grammatik)

Natürlich verdunkelt so eine Einteilung die Komplexität der grammatiktheoretischen Bestrebungen, und in jeder Theorie finden sich Anleihen bei anderen Richtungen. Aber die Grundeinstellung ist zumindest bei den Hauptvertretern erkenntlich und Teil ihrer Theorie. Denn ohne die Hypothese von der Autonomie der Syntax würde beispielsweise das gesamte generativistische Modell aus dem Gleichgewicht geraten. Ebenso grenzt sich die Kognitive Linguistik (die es als homogene Theorie nicht gibt) unter anderem dadurch ab, dass sie der Semantik einen erheblichen Einfluss auf die Grammatik zuspricht.

3.5. Exkurs: Subjekt und Objekt im Finnischen

Hier sei ein kurzer Exkurs in das System der grammatischen Relationen im Finnischen erlaubt. Dieser könnte deswegen von Nutzen sein, weil das Finnische ein System ist, das eine Übereinstimmung von morphologischem Kasus und Funktion nicht zulässt.

Obwohl das Finnische¹⁵ aufgrund der traditionellen Terminologie seines Kasussystems – mit den beiden grundlegenden Kasus Nominativ und Akkusativ – aus typologischer Sicht zu den Nominativ-Akkusativ-Sprachen zu zählen scheint, ist diese Verteilung der Kasus auf Subjekt (Nominativ) und Objekt (Akkusativ) im Finnischen nicht ganz unproblematisch. Für die Markierung von Subjekt und Objekt (das indirekte Objekt wird hier nicht behandelt, da dieses im Finnischen mit einem Lokalkasus ausgedrückt wird)

¹⁵ Vgl. zu diesem Abschnitt im Allgemeinen die entsprechenden Kapitel in der Grammatik von Buchholz (2004).

kommen die grammatischen Kasus Nominativ, Genitiv, Akkusativ und Partitiv in Frage. Jeder einzelne Kasus kann aber unterschiedliche Funktionen erfüllen:

(a) Der Nominativ kann sowohl das Subjekt als auch das Objekt markieren:

bestimmtes Subjekt (GEN = Genitiv):

- (7) *Marja lukee kirjan.*
 Marja-NOM les-3SgPräs Buch-SgGEN
 ‚Marja liest ein / das Buch.‘ (Buchholz 2004: 154)

Objekt in Sätzen, die kein Nominativ-Subjekt haben (IMP = Imperativ):

- (8) *Lue kirja!*
 les-IMP Buch-SgNOM
 ‚Lies das Buch!‘ (Buchholz 2004: 164)

Totalobjekt im Plural: Das Totalobjekt steht im Plural immer im Nominativ Pl.:

- (9) *Luen nämä kirja-t.*
 les-1SgPräs diese Buch-PlNOM
 ‚Ich lese diese Bücher.‘ (Buchholz 2004: 165)

(b) Der Genitiv kann sowohl Subjekt als auch Objekt markieren:

Totalobjekt im Sg. (,Genitiv-Akkusativ‘) (immer, wenn nicht Nominativ):

- (10) *Luen kirja-n.*
 les-1SgPräs Buch-SgGEN
 ‚Ich lese ein / das Buch.‘ (Buchholz 2004: 164)

Subjekt in bestimmten Satztypen, z.B. Nezessivkonstruktionen:

- (11) *Hän-en on mentävä.*
 er-SgGEN ist geh-3SgPartizipPräsPassiv
 ‚Er / sie muss gehen.‘ (Buchholz 2004: 157)

(c) Der Akkusativ ist ein defekter Kasus. Der morphologische Akkusativ ist nur mehr bei den Personalpronomen und beim Fragepronomen *kuka* ‚wer‘ vorhanden und wird mit dem Suffix *-t* ausgedrückt. Dieser Akkusativ drückt immer das Objekt aus

(d) Der Partitiv steht in Opposition zum Genitiv und zum Nominativ und drückt prinzipiell Unbestimmtheit (indefinite Quantität), Imperfektivität, Atelizität und Unbeschränktheit aus. Er kann sowohl Subjekt als auch Objekt markieren.

Partitivobjekt (PART = Partitiv):

- (12) *Luen kirja-a.*
 les-1SgPräs Buch-SgPART
 ‚Ich bin gerade dabei, ein Buch zu lesen.‘ (Buchholz 2004: 163)

Partitivsubjekt:

- (13) *Lasissa on viini-ä.*
 Glas-INESSIV ist Wein-SgPART
 ‚Im Glas ist Wein.‘ (Buchholz 2004: 155)

Die grammatischen Kasus und ihre Funktionen als Satzglieder können folgendermaßen zusammengefasst werden:

Kasus	Satzglied	Bedingung
Nominativ	Subjekt	unmarkierte Subjektform
	Totalobjekt	im Sg. nur, wenn der Satz kein NOM-S hat im Pl. immer
Genitiv	Subjekt	in nezessiven Sätzen in transitiven Sätzen steht das Objekt im Nominativ
	Totalobjekt	
Partitiv	Subjekt	wenn intransitiv, nicht-agentiv und in Existentialsätzen
	Partitivobjekt	

Tabelle 14: Die Funktionen der Kasus im Finnischen

Das bedeutet, im Finnischen reicht der morphologische Kasus nicht aus, um die Satzglieder in einem Satz – nach dem Muster ‚Akkusativobjekt‘, ‚Dativobjekt‘ – zu bestimmen.

3.6. Fillmores Kasusgrammatik

An dieser Stelle sei kurz auf einen theoretischen Ansatz eingegangen, den man nicht unerwähnt lassen kann, wenn man sich mit syntaktischen Relationen und deren Realisierung an der Oberflächenstruktur beschäftigt. Charles Fillmore (1968)¹⁶ hat mit Nachdruck und auf Dauer Satzglied und Kasusbedeutung (semantischer Kasus) voneinander getrennt. Syntaktische Funktionen – wie Subjekt und Objekt – spiegeln demnach nicht unmittelbar die Semantik des Satzes wieder.

Fillmore (1968) macht den Versuch, Sätze von der semantischen Seite her zu analysieren. Die einzelnen Satzglieder werden nicht mehr, wie bei Chomsky, formal repräsentiert. Das stellt auch den entscheidenden Unterschied zu Chomsky dar: Fillmore

¹⁶ Vgl. zu Fillmores Kasusgrammatik im Allgemeinen v.a. Seyfert (1976: 167-215).

behält zwar die beiden Ebenen der Tiefen- und der Oberflächenstruktur bei, aber er semantisiert die Tiefenstruktur, die ja in der Generativen Grammatik rein formal ist (vgl. Seyfert 1976: 168). Auf die beiden Satzglieder Subjekt und Objekt bezogen, ergeben sich daraus zwei grundlegende Abgrenzungen:

- (a) Während Chomsky das Objekt syntaktisch als NP oder PP innerhalb der VP definiert, bestimmt Fillmore das Objekt als einen semantischen Kasus (Tiefenkasus), der vom Verb gefordert wird (vgl. Seyfert 1976: 172).
- (b) Fillmore hebt den Sonderstatus des Subjekts auf, da dessen Rolle ähnlich wie jene des Objekts als Tiefenkasus vom Verb gefordert wird. In der Generativen Grammatik hingegen ist für jeden Satz eine Subjekts-NP obligatorisch – in der Spezifikator-Position von VP – anzusetzen.

Was Fillmore eigentlich vorschwebt und was im Zusammenhang mit der hier vorliegenden Arbeit beachtenswert ist, ist die Absicht, die grammatischen Relationen Subjekt und Objekt gänzlich aufzugeben:

I shall argue that valid insights on case relationships are missed in all these studies, and that what is needed is a conception of base structure in which case relationships are primitive terms of the theory and in which such concepts as 'subject' and 'direct object' are missing. The latter are regarded as proper only to the surface structure of some (but possibly not all) languages. (Fillmore 1968: 2f.)

Um das zu erreichen, erstellt Fillmore in der Folge eine Liste von Tiefenkasus, die universale Gültigkeit beanspruchen und sogar „angeboren“ sein sollen (soweit also noch in der chomskyanischen Tradition). Er nimmt zunächst sechs solche Tiefenkasus an (vgl. Fillmore 1968: 24f.; deutsche Erklärungen nach Ramers 2007: 98):

Agentive (A): belebter Urheber einer Handlung;

Instrumental (I): unbelebte(s) Kraft/Objekt, die (das) mit einer Handlung bzw. einem Zustand kausal verbunden ist;

Dative (D): Lebewesen, das von einem Zustand oder einer Handlung affiziert ist;

Factive (F): Objekt oder Geschöpf, das aus einer Handlung oder einem Zustand hervorgeht;

Locative (L): Ort oder räumliche Orientierung eines Zustands oder einer Handlung;

Objective (O): der semantisch neutralste Kasus; irgendetwas, das durch ein Nomen ausgedrückt werden kann und dessen Rolle in einer Handlung oder einem Zustand durch die semantische Interpretation des Verbs selbst identifizierbar ist; weder mit dem ‚direkten Objekt‘ noch mit dem ‚Akkusativ‘ zu verwechseln.

Wichtig ist nun, dass, wie bereits erwähnt, Fillmore den Tiefenkasus von dessen morpho-syntaktischen Realisierung an der Oberflächenstruktur strikt trennt.¹⁷ Das bedeutet, der Kasus – der bei Fillmore immer der Tiefenkasus ist – unterscheidet sich von der Kasusform, also der morphosyntaktischen Realisierung des Tiefenkasus. Derselbe Tiefenkasus kann somit unterschiedliche Kasusformen haben. Beispiele dafür sind (vgl. Fillmore 1968: 25):

- (14) *John believed that he would win.*
- (15) *We persuaded John that he would win.*
- (16) *It was apparent to John that he would win.*

In allen drei Sätzen ist *John* ‚Dative‘. Das befremdet vor allem im Satz (14), in dem *John* in jeder formal-ausgerichteten Theorie das Subjekt (oder zumindest das Agens) sein würde. Auf das Deutsche übertragen, kann man sagen, dass die folgenden Sätze eine identische semantische Tiefenstruktur haben:

- (17) *Mir ist bange vor dem Gewitter.*
Mir graut vor dem Gewitter.
Ich habe Angst vor dem Gewitter.
Ich fürchte mich vor dem Gewitter.
Das Gewitter jagt mir Angst ein.

Das Pronomen 1. Sg. trägt jedesmal den Tiefenkasus ‚Dative‘.

Fillmore stellt also die Semantik über die Syntax bzw. er sieht die Syntax semantisch motiviert. Seyfert (1976: 213) spricht diesbezüglich auch von einer „semantik-sensitive[n] Syntax“. Das bedeutet gleichzeitig, dass Fillmore eine grundsätzliche Trennung von Syntax und Semantik und die damit verbundene Hypothese von der Autonomie der Syntax, wie sie bei Chomsky existiert, ablehnt und vielmehr einen fließenden Übergang von Syntax und Semantik annimmt. Sätze dienen für Fillmore primär als Mittel der Aussage und nicht als „Verkettungen oder Verkettungstypen von Wörtern“ (Seyfert 1976: 213).

Obwohl seine Kasusgrammatik allgemein als gescheitert angesehen wird – das vor allem aufgrund der ungelösten (und womöglich unlösbaren) Aufgabe, die genaue Anzahl sowie die exakte Beschreibung und Benennung der anzunehmenden Tiefenkasus festzulegen –, hat Fillmore dennoch einen bedeutenden Einfluss ausgeübt. Dieser ist in zwei verschiedenen, zum Großteil entgegengesetzten Richtungen zu finden: Die Theta-Theorie der Generativen Syntax greift bei der Bestimmung der Theta-Rollen (z.B. Agens, Patiens, Instrument, Experiencer) auf die Fillmore’schen Tiefenkasus zurück (vgl. Primus 1999: 32, Ramers 2007:

¹⁷ Fillmore (1968: 25): „It is important to notice that none of these cases can be interpreted as matched by the surface-structure relations, subject and object, in any particular language.“

99). Auf der anderen Seite aber ebnet Fillmore mit seiner semantisierten Syntax gewissermaßen den Weg für die Kognitive Grammatik. Unmittelbaren Einfluss übte Fillmore auf die Funktionalen Grammatiken von Simon Dik (1978), William Foley/Robert Van Valin (1984) und Talmy Givón (1984) und auf Stanley Starostas „Lexicase Model“ aus (vgl. Primus 1999: 32). Wildgen (2008: 19f.) bezeichnet Fillmores Aufsatz von 1968 sogar als den „Ausgangspunkt“ der „neuen ‚kognitiven‘ Orientierung der Linguistik jenseits des Chomsky-Paradigmas“. Das verwundert nicht, wenn man bedenkt, dass Fillmore die sprachlichen Universalien nicht auf angeborene formale Muster (Prinzipien und Parameter), sondern auf angeborene kognitive Fähigkeiten zurückführt. Die universale Eigenschaft der Tiefenkasus erklärt Fillmore (1968: 24) wie folgt:

The case notions comprise a set of universal, presumably innate, concepts which identify certain types of judgements human beings are capable of making about the events that are going on around them, judgements about such matters as who did it, who it happened to, and what got changed.

Das heißt, die universalen sprachlichen Strukturen lassen sich aus allgemeinen menschlichen Bedürfnissen ableiten. Und zu diesen gehört es nun einmal, unterscheiden zu können, *wer mit wem was macht*. Ebenso geht die Kognitive Grammatik davon aus, dass sprachliche Universalien erst aus den bereits vorhandenen kognitiven Universalien entstehen.

Wir können festhalten – ungeachtet der Unvollkommenheit der Kasusgrammatik –, dass sich aus Fillmores Überlegungen die Warnung herauslesen lässt, morphosyntaktische Formen dürften nicht mit Funktionen und Bedeutung vermischt oder gar gleichgesetzt werden. Seyfert (1976: 196) weist darauf hin, dass Fillmore trotz allem nachwievor eine klare Abgrenzung von Syntax und Semantik anstrebt.

4. Objekte und Nicht-Objekte

Nähert man sich dem Objekt *ex negativo*, so kann man sagen: Ein Objekt ist kein finites Verb und ein Objekt ist kein Subjekt (auf Probleme der Abgrenzung von Subjekt und Objekt wird hier nicht eingegangen). Das Feld, in dem das Objekt zu suchen ist, kann eingeschränkt werden: Das Objekt ist eines der Elemente, die im Prädikatsteil (in der VP) eines Satzes auftreten und den Satz auf die eine oder andere Weise vervollständigen oder modifizieren und die weder ein finites Verb noch das Subjekt sind. Darin sind sowohl adverbiale (temporale, lokale) Angaben als auch Präpositionalobjekte, direkte Objekte und indirekte Objekte enthalten. Im Folgenden geht es darum, aus diesen Elementen das ‚echte‘ Objekt herauszufiltern.

4.1. Abgrenzungsschwierigkeiten

4.1.1. Ergänzungen vs. Angaben

Einzelne Bestandteile eines Satzes können unterteilt werden je nachdem, ob sie für den grammatischen Status des Satzes notwendig sind oder weggelassen werden können – das heißt, ob sie den Satz vervollständigen (1) oder modifizieren (2):

- (1) *Peter beobachtet den Specht.*
 **Peter beobachtet.*
- (2) *Peter spazierte im Wald.*
 Peter spazierte.

Der zweite Satz in (1) ist ungrammatisch, weil das Satzglied *den Specht*, das Objekt, eine obligatorische Ergänzung zum Verb darstellt. Im Gegensatz dazu ist *im Wald* in (2) eine freie Angabe, die auftreten kann, aber nicht muss.

Die Valenzgrammatik spricht in diesem Zusammenhang von Ergänzungen und Angaben. Ergänzungen sind Phrasen, die vom Verb gefordert werden, d.h. solche, die im Valenzrahmen des Verbs angelegt sind und notwendig auftreten müssen. Das sind in erster Linie die Objekte, aber auch andere Phrasen, was die Sache nicht leichter macht (vgl. 4.1.2.). Angaben hingegen sind fakultativ, d.h. sie sind im Valenzrahmen nicht angelegt und können folglich auch weggelassen werden. (Vgl. für eine genauere Ausführung der Valenzgrammatik 2.4.2.) Auch wenn ‚Ergänzung‘ und ‚Objekt‘ nicht gleichzusetzen sind, so geht es doch um die grundsätzliche Trennung von Objekten und Angaben. Diese Unterscheidung beschränkt

sich nicht auf die Valenzgrammatik, sondern ist für jede Syntaxtheorie zentral. Allerdings sind die Bezeichnungen unterschiedlich (vgl. Gallmann 2006: 787f., Welke 2007: 144ff.):

Theorie	obligatorische Phrase	fakultative Phrase
Valenztheorie:	Ergänzung	Angabe
Logik:	Argument	freie Angabe
Semantik:	Argument	Modifikator
X-Bar-Theorie:	Komplement	Adjunkt
IDS-Grammatik:	Komplement	Supplement

Tabelle 15: Obligatorische und fakultative Phrasen in den verschiedenen Theorien

Der jeweils unterschiedliche Status von Phrasen wie in (1) und (2) steht außer Zweifel und wird im Allgemeinen auch immer, der oben genannten Terminologie entsprechend, erfasst. Schwierigkeiten bereitet vielmehr eine eigene Klasse von Angaben (die laut einigen Forschern obligatorisch sind), und zwar die der adverbialen Bestimmungen. Einige Beispiele dafür sind:

- (3) *Peter läuft **schnell**.*
- (4) *Peter bürstet seinen Hund **mit einer Bürste**.*
- (5) *Der Unfall geschah **gestern**.*
- (6) *Peter gibt dem Hund **im Garten** einen Knochen.*
- (7) *Hanna traf **am Sonntag** Peter.*

Die adverbialen Bestimmungen in (4) und (5) würden von einigen Grammatikern als Ergänzung eingestuft werden, unter anderem mit der Begründung, dass beim Akt des Bürstens (4) immer auch ein Instrument vorhanden sein muss und somit *mit einer Bürste* im Valenzrahmen angelegt ist, aber nicht immer notwendig realisiert werden muss. (Demzufolge würde in *Peter bürstet seinen Hund* eine Ellipse vorliegen.) Ebenso kann man sagen, dass die temporal-adverbiale Bestimmung *gestern* in (5) notwendig von der Semantik des Verbs *geschehen* gefordert wird. Welke (2007: 154) schlägt zur Lösung dieses Problems vor, zwischen Präpositionalphrasen mit Objektstatus einerseits und Präpositionalphrasen mit adverbialer Bestimmung andererseits zu unterscheiden. Objektstatus hätte demnach die Phrase im folgenden Satz:

- (8) *Er beschäftigt sich **mit Grammatik**.*

Hingegen rein adverbial und somit nicht notwendig sei die Phrase:

- (9) *Er zerschneidet die Wurst **mit dem Messer**.*

Damit spricht sich Welke (2007) gegen den Ergänzungs- und für den Angabenstatus von Instrumentalphrasen aus. Als Grenzfall führt Welke (2007: 154) „Applikativkonstruktionen“ an, „ein intensiv beachtetes Feld moderner Grammatiktheorien“:

(10) *Er belädt den Wagen **mit Heu**.*

Auf Präpositionalphrasen können wir hier aber nicht näher eingehen, da diese eine eigene eingehende Untersuchung erfordern würden. Aber sie zeigen doch sehr gut, dass die Unterteilung in Ergänzung und Angabe nicht immer einfach ist.

Wichtiger ist hier die Unterscheidung von Objekten und adverbialen Bestimmungen. Erstere zählen zu den Ergänzungen, Letztere zu den Angaben. Auf das schwierige Unterfangen, hier eine klare Grenzlinie zu ziehen, wird in der Literatur häufig hingewiesen (vgl. z.B. Engel 1994: 151, Dürscheid 1999: 32, Gallmann 2006: 793). Welke (2007: 23) hebt die allgemeine Bedeutung dieser Frage für die Grammatiktheorie hervor: „Zentral für alle Theorien ist die Differenz von *Objekt und Adverbialbestimmung*, von Komplement und Adjunkt, von Ergänzung und Angabe, von Argument und Modifikator.“ Gleichzeitig dürfte das ein noch ungelöstes Problem darstellen: „Die Unterscheidung von Objekt (*Ich denke an dich*) und Adverbialbestimmung (*Ich hänge das Bild an die Wand*) ist problematisch. Es ist der Theorie nie gelungen, sie einwandfrei zu bestimmen und auseinanderzuhalten.“ Wir verzichten hier auch auf die Miteinbeziehung des Präpositionalobjekts und beschränken uns auf die Abgrenzungsprobleme von Objekt und Adverbialbestimmung.

Die Weglassbarkeit des direkten Objekts wurde in 2.4.2. schon behandelt. Dabei wurde festgestellt, dass das direkte Objekt an sich obligatorisch ist, aber unrealisiert bleiben kann, wenn es der Kontext zulässt (Ellipse). Wie sieht es nun mit dem indirekten Objekt aus? Wir gehen hier zunächst davon aus, dass das indirekte Objekt auf irgendeine Weise, wenn auch vielleicht nicht in dem Ausmaß wie das direkte Objekt, vom Verb gefordert wird. Das indirekte Objekt wird häufig auch als ‚Dativ-Objekt‘ (vgl. u.a. Heringer 1995, Gallmann 2006), ‚Dativ-NP‘ (vgl. u.a. Wegener 1986) oder ‚Dativ-Ergänzung‘ (z.B. bei Engel 1994) bezeichnet. Das indirekte Objekt muss demnach, so wie das direkte Objekt, eine Ergänzung sein und keine Angabe. Bei den typischen ditransitiven Sätzen ist das auch der Fall:

(11) *Peter schenkt **seiner Oma** einen Photoapparat.*

(12) *Sie erzählte **ihm** eine traurige Geschichte.*

Allerdings gibt es eine Gruppe von Sätzen mit Dativ-NPs, die sich untypisch verhalten: die sogenannten ‚freien Dative‘.

4.1.1.1. Die ‚freien Dative‘

Vor allem dann, wenn bereits eine Akkusativ-NP (das ‚direkte Objekt‘) im selben Satz vorhanden ist, werden Dativ-NPs mit dem ‚indirekten Objekt‘ gleichgesetzt (vgl. (11) und (12)). Probleme bereiten dabei aber die sogenannten ‚freien Dative‘. Im Folgenden werden diese einzeln behandelt. Die Bezeichnungen, die semantisch motiviert und metaphorisch sind, werden in der Literatur zum Teil uneinheitlich oder überlappend verwendet. Vor allem der Dativus commodi und der Pertinenzdativ werden häufig zusammengefasst. Im Mittelpunkt steht die Frage, ob die ‚freien Dative‘ zu den Objekten zu zählen und somit obligatorische Ergänzungen sind oder ob sie wirklich „frei“ sind in dem Sinn, dass ihr Vorhandensein oder Nichtvorhandensein im Satz dessen Grammatikalität nicht beeinträchtigt.

i) Dativus commodi und Dativus incommodi

Der Dativus commodi (13) bzw. Dativus incommodi (14) bezeichnet das von der Handlung betroffene, in aller Regel belebte Element, das der Nutznießer bzw. Geschädigte des Vorgangs (Benefizient) ist:

(13) *Robert trägt **seiner Frau** den Koffer.*

(14) *Robert hat **seiner Frau** den Geburtstag ruiniert.*

In beiden Sätzen hat die Handlung eine (positive oder negative) Auswirkung auf die Dativ-NP. Zwischen Dativ-NP und Akkusativ-NP besteht eine semantische Verknüpfung, insofern als das durch die Akkusativ-NP Bezeichnete – das direkte Objekt – irgendwie zum Besitz des durch die Dativ-NP Bezeichneten gehört. Die Sätze werden aber nicht ungrammatisch, wenn die Dativ-NPs weggelassen werden:

(15) *Robert trägt den Koffer.*

(16) *Robert hat den Geburtstag ruiniert.*

Allerdings erhalten diese Sätze eine andere Bedeutung: Dass Robert den Koffer trägt, hat keinen Nutzen für seine Frau, und wer davon betroffen ist, dass Robert den Geburtstag ruiniert hat, ist auch nicht bekannt. Lässt man den semantischen Aspekt beiseite, spricht das

bislang trotzdem gegen die Annahme, der Dativus (in)commodi sei im Valenzrahmen des Verbs angelegt und als Ergänzung zu betrachten.

Der Großteil der Literatur spricht sich jedoch für den Objektstatus dieser Dativ-NPs aus. Explizit tun dies Wegener (1985: 113-119), Zifonun/Hoffmann/Strecker (1997: 1088f.), Dürscheid (1999: 38-40) und Eisenberg (2006b: 297-299). Engel (1994: 156f.) hingegen zählt den Dativus (in)commodi zu den fakultativen Satzgliedern. Für den Ergänzungs-, zum Teil sogar Objektstatus sprechen laut den vorhin genannten Autoren folgende Gründe:

(a) Passivierbarkeit: Der Dativus (in)commodi wird im Passiv zum Subjekt:

(17) *Seine Frau bekommt den Koffer getragen.*

Die Passivierung geschieht bei einem prototypischen ditransitiven Satz nach demselben Muster:

(18) *Franz schenkt (**dem**) Paul eine CD.*

*(**Der**) Paul bekommt eine CD geschenkt.*

(b) Erfragbarkeit mit einem Objektspronomen:

(19) ***Wem** trägt Robert den Koffer?*

(c) Semantische Rolle: Laut Wegener (1985: 114) bezeichnet der Dativus (in)commodi genauso wie das ‚Dativ-Objekt‘ den Empfänger der Handlung, vgl. dazu die Sätze (13) (mit Dativus commodi) und (18) (mit indirektem Objekt). Für beide Arten von Dativ-NP ist eine „Gebe-Semantik“ charakteristisch (vgl. Werner Abraham, zit. nach Dürscheid 1999: 40).

(d) Der Dativus (in)commodi kann nicht gemeinsam mit einem indirekten Objekt in einem Satz auftreten: Wenn der Dativus (in)commodi „frei“ wäre, dann könnte er ungeachtet des Vorhandenseins von Objekten in einem Satz auftreten. Das ist aber nicht möglich, denn er besetzt die Stelle des indirekten Objekts:

(20) **Laura schenkt ihrer Schwiegermutter **ihrem Mann** einen Strauß Blumen.*

(e) Erststellenfähigkeit:

(21) ***Seiner Frau** trägt Robert den Koffer.*

(f) Ersetzung durch ein Pronomen:

(22) *Robert trägt **ihr** den Koffer.*

ii) Pertinenzdativ (Dativus possessivus)

Der Pertinenzdativ verhält sich ähnlich wie der Dativus (in)commodi. Gemeint ist mit diesem Dativ, gemäß seinem Namen (lat. *pertinere* ‚sich erstrecken‘, aber auch lat. *possidere* ‚besitzen‘), eine Erweiterung der betroffenen Person im Sinne einer Bezeichnung von Körperteilen oder Kleidungsstücken:

- (23) *Hans tritt **dem Hund** auf den Schwanz.*
- (24) *Laura nimmt **ihrem Mann** die Autoschlüssel weg.*
- (25) *Robert putzt **seiner Frau** die Schuhe.*

Für den Pertinenzdativ gelten dieselben Kriterien wie für den Dativus (in)commodi, die hier nicht wiederholt werden (vgl. oben (a)(f)). Dementsprechend müsste auch der Pertinenzdativ zu den Ergänzungen und somit zu den indirekten Objekten zählen. Eisenberg (2006b: 299) weist darauf hin, dass der Pertinenzdativ syntaktisch öfters zu den Ergänzungen gerechnet wird als der Dativus (in)commodi. Engel (1994: 158) hingegen verfolgt einen anderen Ansatz: Im Falle des Pertinenzdativs (*Sie sah ihm ins Gesicht.*) könne keine Grenze gezogen werden, da dieser „weder Ergänzung noch Angabe zum Verb“ sei. Der Pertinenzdativ stellt für ihn keine Ergänzung zum Verb, sondern eine „notwendige Nomenergänzung“ dar (159).

Der Dativus (in)commodi und der Pertinenzdativ scheinen also eher zu den Ergänzungen – zu den ‚Dativ-Objekten‘ – zu zählen.

iii) Dativus judicantis

Der Dativus judicantis bezeichnet „eine in Vergleich zu dem geäußerten Sachverhalt gesetzte normsetzende Größe“ (Wegener 1985: 114) und hat somit eine modale Funktion, zum Beispiel:

- (26) *Du schläfst **mir** zu viel.*
- (27) *Du trinkst **mir** zu viel Kaffee!*
- (28) *Du gibst **mir** dem Kellner zu viel Trinkgeld!*

Die im Dativ stehende Person urteilt über die Handlung. Gegen einen Objektstatus sprechen folgende Punkte:

(a) Nicht passivierbar:

- (29) **Mir wird (von dir) zu viel geschlafen.*

(b) Nicht erststellenfähig: Dürscheid (1999: 39) führt das als Kriterium an. Es stellt sich aber die Frage, ob (30) nicht ein „wenig grammatischer“ ist als (31):

(30) ?***Mir** schläfst du zuviel.

?Also **mir** schläfst du zuviel.

(31) ***Mir** gibst du dem Kellner zu viel Trinkgeld!

Die eindeutige Ungrammatikalität von (31) hängt damit zusammen, dass in diesem Satz bereits eine andere Dativ-NP vorhanden ist. Das führt auch zu (c).

(c) Nicht an das Vorhandensein von direkten und indirekten Objekten gebunden: Der Dativus judicantis kann unabhängig davon, ob im Satz bereits eine Dativ-NP vorhanden ist, auftreten. In (28) ist die Stelle des indirekten Objekts mit *dem Kellner* bereits besetzt, was aber nicht das Hinzutreten einer weiteren Dativ-NP verhindert. Ebenso ist die Dativ-NP *mir* in (27) kein indirektes Objekt und in (26) kein direktes Objekt. (27) bleibt trotz der Dativ-NP monotransitiv und (26) intransitiv.

(d) Weglassbar: Der Dativus judicantis kann weggelassen werden, ohne den Satz ungrammatisch zu machen:

(32) *Du schläfst zu viel.*

Du trinkst zu viel Kaffee.

Du gibst dem Kellner zu viel Trinkgeld.

(e) Nicht erfragbar:

(33) **Wem schläfst du zu viel?*

(f) Als zusätzlicher Punkt kann die modale Funktion hinzugefügt werden.

Gegen den Objektstatus spricht wohl auch, dass der Dativus judicantis hinreichend mit einer Präpositionalphrase umschrieben werden kann, in den Sätzen (26) zum Beispiel mit *für meinen Geschmack, wenn du mich fragst* u.a. Der Dativus judicantis wird in der Literatur einstimmig als Angabe verstanden.

iv) Dativus ethicus

Der Dativus ethicus ist dem Dativus judicantis ziemlich ähnlich. Gewöhnlich wird der Dativus ethicus stärker in die Nähe der Modalpartikeln gestellt, andererseits der Dativus judicantis mit dem Auftreten von Gradpartikeln wie *zu*, *genug*, *allzu*, *zu viel* verbunden (vgl.

Eisenberg 2006b: 293, Gallmann 2006: 826, 828). Eisenberg (2006b: 293) definiert den Dativus ethicus folgendermaßen: „Mit dem Ethicus bringt der Sprecher sich selbst oder den Adressaten auf einer kommunikativ-pragmatischen Ebene ins Spiel.“ Meistens wird das Personalpronomen *mir* verwendet:

- (34) *Du bist **mir** einer!*
- (35) *Dass du **mir** bloß nicht zu viel Kaffee trinkst!*
- (36) *Dass du **mir** dem Kellner nur nicht zu viel Trinkgeld gibst!*

Der Dativus ethicus kann auch gemeinsam mit oder eher zur Verstärkung von einer Modalpartikel dienen:

- (37) *Ihr seid **mir ja** gute Fußballer!*

Für den Dativus ethicus gelten dieselben Kriterien wie für den Dativus judicantis. Einzig in Punkt (d) (Weglassbarkeit) scheint ein Unterschied zu sein: Hier kann es entweder zu einer grundlegenden Veränderung der Aussage (38) (Wegfall der Ironie) oder überhaupt zu Ungrammatikalität kommen (39):

- (38) *Ihr seid gute Fußballer!*
- (39) *?*Du bist einer!*

Der Dativus ethicus scheint also grammatikalisch stärker in die syntaktische Struktur eingebettet zu sein. Dafür spricht auch, dass die Dativ-NP nicht beliebig besetzt werden kann:

- (40) **Du bist **seiner Tante** einer!*
*?*Wir sind **dem Trainer** gute Fußballer!*
Peter ist **seiner Frau einer!*

Die Besetzung der Dativ-NP scheint im Fall des Dativus judicantis etwas freier zu sein:

- (41) *Peter schläft **seiner Frau** zu viel.*
*Ich trinke **meinem Arzt** zu viel Kaffee.*

Der Dativus ethicus wird genauso wie der Dativus judicantis in der Literatur stets als nicht obligatorisch, also als Angabe eingestuft. Für beide gilt, dass sie nicht vom Verb gefordert werden. Dass sie aber nicht gänzlich frei sind und nicht beliebig auftreten können, sondern zum Teil auch von anderen Faktoren abhängen, wurde hier angedeutet, kann aber nicht weiter ausgearbeitet werden. Wichtig für uns ist es festzuhalten, dass im Fall des Dativus judicantis und des Dativus ethicus der Objektstatus auszuschließen ist, während der

Dativus (in)commodi und der Pertinenzdativ womöglich als indirekte Objekte einzustufen sind:

	Ergänzung (Objektstatus)
Dativus (in)commodi	?+
Pertinenzdativ	?+
Dativus judicantis	–
Dativus ethicus	–

Tabelle 16: Der Objektstatus der ‚freien Dative‘

Das führt uns zu der Frage, die den Kern dieses Kapitels darstellt: Können bestimmte Phrasen grundsätzlich als Objekte oder als Nicht-Objekte eingestuft werden oder aber sind einige lediglich ‚objekthafter‘ als andere? Dieser Frage gehen wir in 4.2. detailliert nach.

Wie hier gezeigt werden konnte, können auch Dativ-NPs obligatorisch oder fakultativ sein, ebenso wie Akkusativ-, aber auch Genitiv-NPs (letztere werden ja, wie in der Einleitung angekündigt, in dieser Arbeit nicht bzw. nur, wie hier, am Rande behandelt):

	fakultativ (‚frei‘) (Adverbial)	obligatorisch (Objektstatus)
Genitiv-NP	Adverbialer Genitiv: <i>Er ging eines Tages in den Wald.</i>	Objekt im Genitiv: <i>Er gedachte seiner Großmutter.</i>
Dativ-NP	‚freier Dativ‘: <i>Peter schläft seiner Frau zu viel.</i>	Objekt im Dativ: IO: <i>Peter schenkt seiner Großmutter einen Blumenstrauß.</i> DO: <i>Peter hilft seiner Großmutter.</i>
Akkusativ-NP	Adverbialer Akkusativ: <i>Peter schläft den ganzen Tag.</i>	Objekt im Akkusativ: DO: <i>Peter unterstützt seine Großmutter.</i>

Tabelle 17: Die Funktionen der Kasus

Dadurch wird ein weiteres Mal unterstrichen, dass die morphosyntaktische Beschaffenheit einer NP (der Kasus) alleine noch nicht ausreicht, um Aussagen über deren Funktion zu treffen.

4.1.1.2. Zur Bedeutung der Verbsemantik – ein Beispiel

Der Objektstatus hängt auch von der Verbsemantik ab. Das soll am folgenden Beispiel gezeigt werden:

- (42) *Ich fluche den ganzen Tag.*
**Der ganze Tag wird von mir geflucht.*
Ich schlafe den ganzen Tag.
**Der ganze Tag wird von mir geschlafen.*
- (43) *Ich verfluche den ganzen Tag.*
Der ganze Tag wird von mir verflucht.
Ich verschlafe den ganzen Tag.
Der ganze Tag wird von mir verschlafen.

Die Passivumbildungen machen deutlich, dass das Präfix *ver-* aus den intransitiven Verben *fluchen* und *schlafen* transitive Verben macht. Die Akkusativ-NPs in (42) sind adverbiale Angaben, während jene in (43) Objekte und somit obligatorische Ergänzungen sind. Das wird auch durch die Tatsache unterstrichen, dass die Objekte in (43) mehr oder weniger beliebig ausgetauscht werden können, die adverbialen Angaben in (42) hingegen nicht:

- (44) *Ich verfluche / verschlafe das Fußballspiel / das schlechte Wetter.*
Ich verfluche diese schöne Stadt.
?*Ich verschlafe diese schöne Stadt.*
Das Fußballspiel / das schlechte Wetter wird von mir verflucht / verschlafen.
?*Diese schöne Stadt wird von mir verflucht / verschlafen.*
- (45) **Ich fluche / schlafe das Fußballspiel / das schlechte Wetter / diese schöne Stadt.*

Hopper/Thompson (1980) (auf die in 4.2. im Detail eingegangen wird) weisen empirisch nach, dass Telizität (Aspekt) und Punktualität bzw. Perfektivität Merkmale von Transitivität sind. Das Präfix *ver-* ist perfektiv und telisch, somit auch punktuell – deswegen verträgt es sich auch nicht mit einer durativen Zeitangabe:

- (46) *Ich fluche den ganzen Tag über.*
**Ich verfluche den ganzen Tag über.*

Das temporale Adverb *über* zeichnet die Akkusativ-NP *den ganzen Tag* eindeutig als adverbiale Angabe aus, womit diese nicht mehr als Objekt interpretiert werden kann. Im fragwürdigen Satz:

- (47) ?*Ich verschlafe.*

fehlt ein Objekt bzw. – bei einer grammatischen Lesart – liegt eine Objektsellipse vor. Im Perfekt ist der Satz allerdings grammatisch:

(48) *Ich habe verschlafen.*

Hier wird der Perfektivität durch das Tempus Rechnung getragen. Der unterschiedliche Grad der Akzeptabilität von (47) und (48) kann damit erklärt werden, dass zwar in beiden Sätzen eine Objektsellipse vorliegt, in (48) das Objekt durch das Perfekt aber besser aus dem Kontext zu erschließen ist. (Den Satz kann zum Beispiel jemand äußern, der zu spät zu einem Termin kommt. Das Objekt wäre dann der Zeitpunkt der Äußerung, also der Termin selber.)

Das heißt, die Verbsemantik hat einen Einfluss auf den Objektstatus. Das wirft aber eine neue Frage auf: Nicht nur Objekte, sondern auch viele temporale und lokale Adverbialien sind valenzabhängig. Wie können diese von den „echten“ Objekten abgegrenzt werden?

4.1.2. Objekte vs. andere Ergänzungen

Objekte sind also nicht die einzigen Satzglieder, die obligatorisch sind. Ein Satz wie:

(49) **Ich gelange.*

ist ungrammatisch. Das Verb *gelangen* verlangt eine lokale Ergänzung:

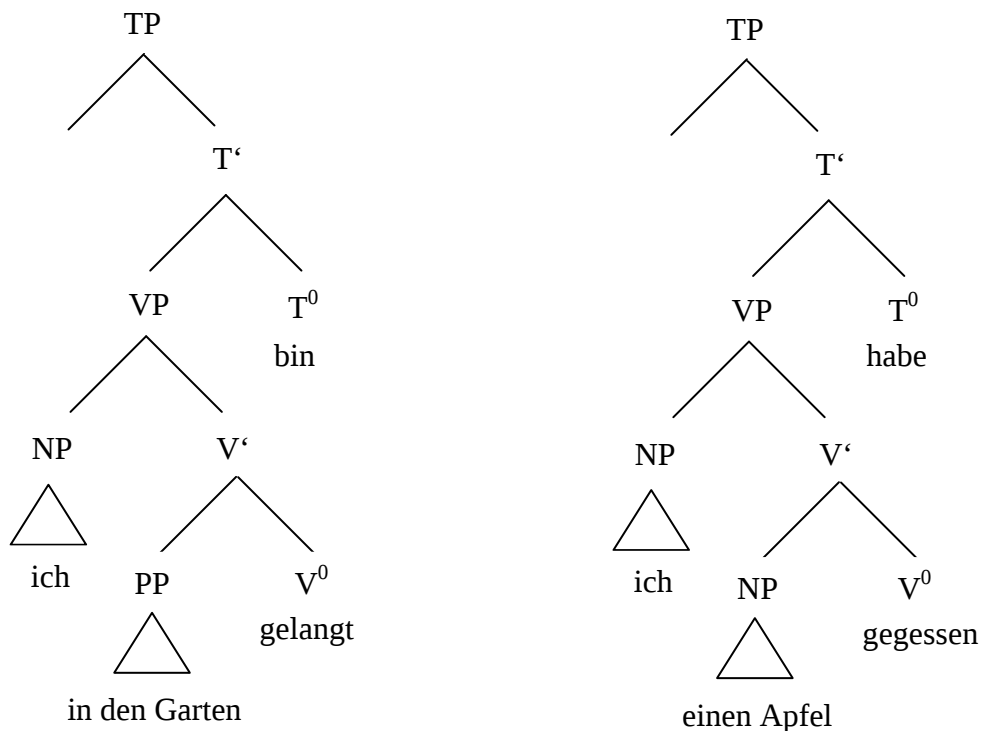
(50) *Ich gelange **in den Garten**.*

(Das Präfix *ge-* scheint eine ähnlich perfektive/telische Bedeutung zu haben wie *ver-*.) Wie unterscheidet sich nun aber die PP *in den Garten* von einem Objekt, wenn das Objekt so definiert wird, dass es eine nicht-weglassbare Ergänzung zum Verb ist? Somit ergibt sich ein weiteres Abgrenzungsproblem, nämlich jenes von Objekten und anderen (v.a. lokalen und temporalen) Ergänzungen.

In der Generativen Syntax ist eine solche Abgrenzung möglich. An sich steht zwar jedes Komplement zum Verb an derselben Stelle, nämlich in der Schwestern-Position zu V^0 , und wird vom Kopf V^0 regiert. Das gilt gleichermaßen für ein Objekt wie für eine PP. Demnach wären die Sätze (50) und

(51) *Ich esse **einen Apfel**.*

vom Aufbau her identisch. Im X-bar-Schema sehen die beiden Sätze folgendermaßen aus (der Einfachheit halber werden die Sätze umgeformt):



[weil] ich in den Garten gelangt bin

[weil] ich einen Apfel gegessen habe

Soweit besteht kein Unterschied zwischen der PP *in den Garten* und der NP *einen Apfel*. Das ändert sich aber bei der Kasuszuweisung (vgl. dazu Ramers 2007: 91-96): Der Objektskasus Akkusativ¹⁸ kann nur durch V⁰ zugewiesen werden, während die NP *den Garten* seinen Kasus von P⁰ erhält. Das heißt, die Objekts-NP *einen Apfel* ist ein Komplement von V⁰, die NP *den Garten* hingegen ist ein Komplement von P⁰ *in*. Die lokale Ergänzung – *Garten* – erhält den Kasus von der Präposition, nicht vom Verb. Erst die gesamte PP *in den Garten* ist ein Komplement von V⁰. Man könnte auf generativistischer Basis argumentieren, dass Objekte immer NPs sind, die ihren Kasus vom Kopf V⁰ erhalten. Da eine lokale Ergänzung aber keine NP, sondern eine PP ist, kann es kein Objekt sein. (Das Verb vergibt zwar in den meisten Fällen den Akkusativ, es kann aber auch andere Kasus vergeben, im Deutschen den Dativ oder den Genitiv, vgl. die Verben *helfen* oder *gedenken* (vgl. Cook/Newson 2007: 147f.).)

¹⁸ Es ist zu beachten, dass ‚Akkusativ‘ hier als abstrakter Kasus und nicht als morphologischer Kasus zu verstehen ist (vgl. Newson/Cook 2007: 147).

Der Unterschied zwischen Objekten und anderen Komplementen (Ergänzungen) wäre demzufolge der, dass Objekts-Komplemente ihren Kasus *direkt* vom Verb erhalten, während andere Komplemente *innerhalb* der PP einen Kasus erhalten. Anders ausgedrückt: Im Deutschen können V^0 , N^0 , P^0 und A^0 Kasus zuweisen (vgl. Ramers 2007: 94), allerdings gelten nur diejenigen NPs als Objekte, die ihren Kasus von V^0 erhalten.

Wenn die Generative Grammatik im Recht ist, wäre das Problem der Abgrenzung von Objekten und anderen Ergänzungen auf formaler Basis und ohne Semantik/Funktion gelöst. (abgesehen davon, dass ‚PP‘, ‚VP‘, ‚AP‘ und ‚NP‘ letzten Endes, wie bereits erwähnt, auch semantisch motiviert sind.)

Ein daraus resultierendes Problem mit den sogenannten ‚Tiefenkasus‘, die die Generative Syntax von der Kasusgrammatik (Fillmore, vgl. 3.6.) übernommen hat, besteht aber darin, dass es erstens unklar ist, wieviele solche Tiefenkasus es nun gibt, und zweitens die daran anknüpfende Frage beantwortet werden müsste, welche dieser Tiefenkasus als Objekte gelten.

4.2. Fließender Übergang oder klare Grenzen?

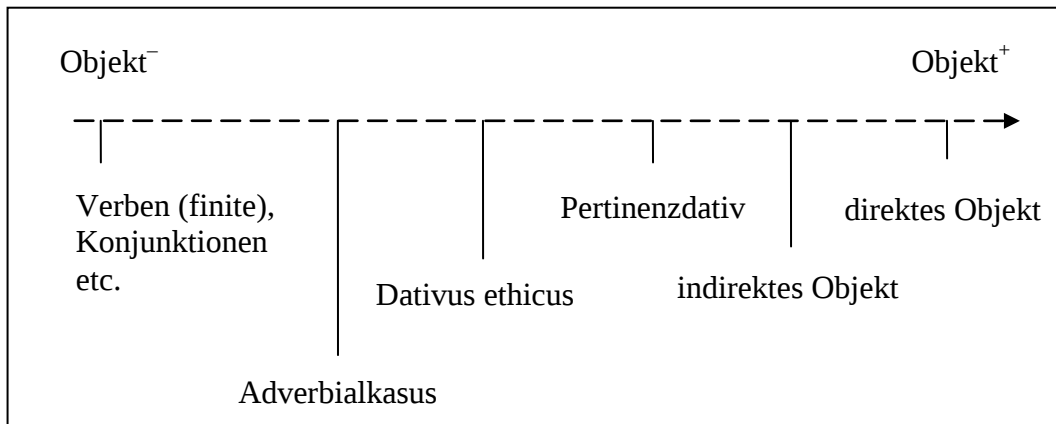
Es handelt sich hier um eine grundlegende Entscheidung, die zu treffen ist und die auf eine sprachtheoretische Einstellung (mitunter Ideologie) zurückgeführt werden kann bzw. in einer solchen mündet: Ist der Übergang zwischen Objekt und Nicht-Objekt graduell oder eine binäre ja/nein-Frage? Mit anderen Worten: Gibt es Satzglieder, die ‚objekthafter‘ sind als andere, wobei man sich eine Art ‚Objekts-Skala‘ mit den beiden Eckpunkten ‚Objekt⁺‘ und ‚Objekt⁻‘ vorstellen muss, oder gibt es prinzipiell nur die beiden Kategorie ‚Objekt⁺‘ vs. ‚Objekt⁻‘? Damit verbunden ist natürlich auch die Frage, ob die vorhin behandelte Unterscheidung von Ergänzungen und Angaben eine Dichotomie bildet oder nicht. Diese beiden gegensätzlichen Ansätze sind uns schon bei der Betrachtung des Verhältnisses von Semantik und Syntax begegnet (Kap. 3), und intuitiv würde man den dichotomisierenden Ansatz generativistisch motivierten Modellen und den graduellen Ansatz kognitivistischen Modellen zuordnen. Obwohl eine solche strikte Zuordnung eine starke Vereinfachung ist, zeigt sich, dass in der Tat durchgehend die kognitivistisch ausgerichteten – oder sich zumindest von der Generativistik explizit distanzierenden – Modelle diejenigen sind, die mit Vorliebe von ‚fließenden Übergängen‘ sprechen. Umgekehrt wäre es natürlich folgenreich für ein generativistisches Modell (man denke an die strikt binären Strukturbäumchen und den

angestrebten Formalismus), wenn es nicht mit klar abgegrenzten Kategorien – ‚Modulen‘ – arbeiten könnte.

Diese beiden grundlegenden, sich gegenseitig aller Wahrscheinlichkeit nach ausschließenden Ansätze können graphisch ungefähr folgendermaßen dargestellt werden.

Diese beiden Ansätze sollen ‚Graduelles Modell‘ und ‚Binäres Modell‘ genannt werden:

I) Graduelles Modell:



II) Binäres Modell:

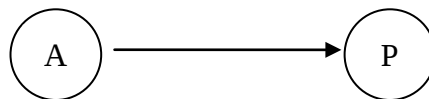
Objekt ⁻	Objekt ⁺
Verben (finite), Adverbien, Dativus ethicus Dativus judicantis	direktes Objekt, indirektes Objekt, Pertinenzdativ Dativus (in)commodi

(Im Fall von Pertinenzdativ und Dativus (in)commodi wurde für diese Darstellung zugunsten von Objektstatus entschieden.) Eine Anmerkung zu I ist angebracht: Angenommen, man wollte den Parameter durchnummerieren – was sinnvoll wäre – und für ‚Objekt⁻‘ 0 und für ‚Objekt⁺‘ 10 schreiben, würde der Pertinenzdativ zum Beispiel den Wert 7 erhalten. Der Pertinenzdativ wäre dann, so könnte man sagen, zu 70% ein Objekt. Ein Verb wiederum wäre zu 0% ein Objekt (da ja die universale Eigenschaft der Unterscheidung Verb vs. Nomen kaum zu bestreiten ist¹⁹). Das heißt aber gleichzeitig, dass alle Elemente mit dem Wert 0 nichts anderes als Nicht-Objekte und alle Elemente zwischen 1 und 10 Objekte wären, wenn es auch zu einer graduellen Abstufung kommen würde, allerdings nur *innerhalb* der Gruppe der

¹⁹ Vgl. dazu v.a. die aufschlussreiche Studie von Walter (1981), der Hypothesen widerlegt, die besagen, dass etwa polysynkretische Sprachen keine Unterscheidung zwischen Verb und Nomen kennen würden.

Objekte (Objekt⁺). Somit bestünde auch hier eine Trennung in Objekte (1-10) und Nicht-Objekte (0).

Forscher, die eher Modell I befürworten, berufen sich gerne auf Transitivity. Von intransitiven, monotransitiven und ditransitiven Konstruktionen (bzw. Verben) war bereits die Rede. Und diese Termini besagen auch nichts anderes, als dass jedes Verb exakt ein, zwei oder drei Argumente fordert. Wenn das tatsächlich so ist, dann wäre das ein gutes Argument für Modell II. Vertreter von I-ähnlichen Modellen hingegen sprechen oft von unterschiedlichen Graden an Transitivity. In der Kognitiven Grammatik wird Transitivity (nach Langacker) so definiert, dass Energie vom Agens, das typischerweise wollend ist (‘energy source’), auf das Patiens, das typischerweise passiv ist (‘energy sink’), übertragen wird, wobei der Zustand des Patiens verändert wird (vgl. Evans/Green 2006: 544, 601). Man kann sich das so vorstellen wie ein Billardspiel, bei dem eine Kugel (das Agens) eine andere (das Patiens) von ihrer Stelle bewegt:



Energie wird von A nach P *transferiert* (‘prototypical action chain model’). Ein solcher prototypischer transitiver Satz wäre:

(52) *Laura schlug Paul.*
A $\longrightarrow$ P

Das Objekt *Paul* ist passiv und wird durch die vom Agens (willentlich) ausgeführte Handlung betroffen und in seinem Zustand verändert. Es besteht also Transitivity. Dieses Konzept steckt letztlich auch hinter dem sehr einflussreichen und maßgebenden Aufsatz von Hopper/Thompson (1980; vgl. zu A und P: 251, 279). Sie erarbeiten in diesem Aufsatz zehn Parameter, die ihrer Meinung nach dazu beitragen, dass ein Satz transitiv ist. Je mehr dieser Punkte erfüllt sind, desto höher ist der Grad der Transitivity. Die zehn Punkte sind die folgenden (vgl. Hopper/Thompson 1980: 252; deutsche Termini nach Abraham 1982: 23-26):

- (i) Diskursteilnehmer (1 Teilnehmer – 2 oder mehrere Teilnehmer)
- (ii) Kinese (keine Handlung – Handlung)
- (iii) Aspekt (atelisch – telisch)
- (iv) Punktualität (nicht punktuell – punktuell)
- (v) Intentionalität (*volitionality*) (nicht-volitional – volitional)
- (vi) Affirmation (negativ – affirmativ)

- (vii) Modus (irreal – real)
- (viii) Agentivität (A schwach agentiv – A stark agentiv)
- (ix) Affiziertheit des Objekts (Objekt nicht betroffen – Objekt total betroffen)
- (x) Individuierung des Objekts (Objekt nicht individuiert – Objekt stark individuiert)

Die jeweils erste Eigenschaft in der Klammer steht für niedrige (bzw. keine) und die zweite für hohe Transitivity. (i) bestätigt bereits das Billardmodell von Langacker, indem es besagt, dass mindestens zwei Teilnehmer – ein Agens und ein Patiens (hier gleichzusetzen mit ‚Objekt‘) – vorkommen müssen. Satz (52) erweist sich nach diesen zehn Parametern als stark transitiv: (ii) es besteht eine Handlung; (iii) diese Handlung ist telisch und abgeschlossen, da sie bereits vergangen ist; (iv) die Handlung ist relativ punktuell (ein prototypisches punktuelles Verb wäre im Englischen *to kick*); (v) die Handlung wurde vom Agens willentlich ausgeführt; (vi) der Satz ist positiv; (vii) der Satz steht im unmarkierten realen Modus; (viii) der Ausübende der Handlung ist ein prototypisches Agens; (ix) das Objekt ist von der Handlung total betroffen; (x) das Objekt ist individuiert (vgl. Hopper/Thompson 1980: 253: es ist menschlich, konkret, im Singular, zählbar und definit). Das Gegenteil von so einem prototypischen transitiven Satz wäre etwa:

(53) *Laura schläft.*

Dieser Satz hat nur einen Teilnehmer, bezeichnet einen Zustand, ist atelisch, durativ, nicht-willentlich, schwach agentiv, allerdings affirmativ und real. Aber natürlich können nicht alle Sätze so klar nach diesen zehn Punkten klassifiziert werden wie diese beiden. Das ist den Autoren auch bewusst, und sie bringen ein Beispiel, in dem ein Satz mit nur einem Teilnehmer (54) transitiver ist als einer mit zwei (55) (vgl. Hopper/Thompson 1980: 254):

(54) *Susan left.*

(55) *Jerry likes beer.*

Traditionell würde man den ersten Satz als intransitiv und den zweiten als transitiv bezeichnen. Nach den Hopper/Thompson'schen (1980) Parametern jedoch verhält es sich genau umgekehrt.

Die Hypothese von Hopper/Thompson (1980) hat zwei wichtige Konsequenzen:

- (a) Transitivity stellt ein Kontinuum dar; es gibt keine strikte Opposition ‚intransitiv/transitiv‘, sondern einen skalaren Übergang von ‚wenig/kaum transitiv‘ zu ‚mehr/stark transitiv‘.

- (b) Das Auftreten eines Objektes sagt noch nichts über die Transitivität einer Konstruktion aus (vgl. (54) und (55)); Transitivität ist nur in der Gesamtheit des Kontextes sinnvoll.

Die beiden Eckpunkte in Modell I müssten nach Hopper/Thompson (1980) in ‚transitiv⁻‘ und ‚transitiv⁺‘ umbenannt werden. Der Terminus ‚intransitiv‘ wird somit im Grunde überflüssig: „Because Transitivity is not dichotomous, but is a continuum, it follows that clauses lacking an overt O[bject] must be locatable somewhere on this continuum; but it does not necessarily follow that such clauses are situated at the extreme intransitive end.” (Hopper/Thompson 1980: 266)

Hopper/Thompson (1980) plädieren somit ziemlich deutlich für das Modell I. Gegen Ende ihres Aufsatzes machen sie deutlich, dass ihrer Meinung nach sprachliche Strukturen nur durch eine Rückführung auf diskursive Motivationen adäquat erklärt werden könnten (295). Sprachliche Universalien seien nicht so sehr genetischer, sondern vielmehr funktionaler, kognitiver Natur (294). Insgesamt ist das eine semantische/funktionalistische Herangehensweise an Transitivität.

Anders sieht es in der Generativen Grammatik aus. Zwar unterscheidet auch die Generative Grammatik zwischen Sätzen wie (52) und (55), aber nicht im Sinne einer graduellen Steigerung der Transitivität. Das binäre Schema (II) wird auch hier beibehalten. Das soll an zwei neuen Beispielen illustriert werden:

(56) *Peter trank **ein Bier**.*

(57) *Peter sah **den Film**.*

(58) *Peter ist gegangen.*

Nach Hopper/Thompson (1980) wäre ja (56) transitiver als (57). In der Generativen Grammatik sind zunächst die beiden Akkusativ-NPs identisch: Beide sind ein Komplement von V^0 , werden von V^0 regiert und erhalten ihren Kasus²⁰ von V^0 . Die beiden NPs *ein Bier* und *den Film* sind gleichwertige Objekte. (56) und (57) sind gleichermaßen transitiv. Die VP in (58) hingegen enthält kein Komplement und ist somit objektlos und intransitiv. Es gibt keinen fließenden Übergang und kein Kontinuum. Auch wenn die Sätze (56) und (57) innerhalb der generativen Kasus-Theorie identisch sind, so unterscheiden sie sich im Rahmen der Theta-Theorie: Das Subjekt *Peter* erhält in (56) die Theta-Rolle Agens, in (57) hingegen Experiencer, während das Objekt *ein Bier* in (56) die Theta-Rolle Patiens und das Objekt *den Film* in (57) die Theta-Rolle Thema erhält. (‚Thema‘ ist hier nicht mit der semantischen Rolle

²⁰ Es wichtig, hier erneut in Erinnerung zu rufen, dass ‚Akkusativ‘ hier ein abstrakter Kasus ist und im Deutschen auch durch die morphologischen Kasus Dativ oder Genitiv realisiert werden kann.

‚Thema‘ nach Croft (2003) in 2.3.2. zu verwechseln!) In Tabelle 18 werden Kasus und Theta-Rollen gegenübergestellt:

	Peter	[trank] ein Bier.	Peter	[sah] den Film.
Kasus-Theorie:	NOM	AKK	NOM	AKK
Theta-Theorie:	Agens	Patiens	Experiencer	Thema

Tabelle 18: Bezeichnung der Satzglieder in Kasus- und Theta-Theorie

Die Generative Grammatik trägt also im Rahmen der Theta-Theorie ebenfalls dem unterschiedlichen semantischen Gehalt von Sätzen mit einem Objekt Rechnung. Das ändert allerdings nichts am binären Vorgehen und am Festhalten an Modell II. Die Theta-Rollen sind klar voneinander geschieden und stehen in einem eins-zu-eins-Verhältnis zu den Argumenten in einem bestimmten Satz. Das sogenannte Theta-Kriterium besagt, dass jede Theta-Rolle nur einmal pro Satz zugewiesen werden kann und dass umgekehrt jedes Argument nur eine Theta-Rolle erhält. Das Theta-Kriterium wurde von Chomsky in „Lectures on Government and Binding“ (1981) formuliert und wird hier nach Cook/Newson (2007: 85) wiedergegeben: „All theta roles must be assigned to one and only one argument. All arguments must bear one and only one theta role.“ Das graduelle Modell I wird somit auch im Bereich der Semantik zurückgewiesen, indem, ähnlich der Valenztheorie, zu jedem Verb ganz bestimmte Theta-Rollen im Lexikon gespeichert werden müssen (vgl. Cook/Newson 2007: 82). Der streng binäre Charakter der Theta-Theorie wird allerdings durch die Tatsache geschwächt, dass die genaue Anzahl der Theta-Rollen nicht eindeutig definiert ist und es zum Teil wohl auch zu Überschneidungen zwischen den einzelnen Theta-Rollen kommt.

Gegen eine streng binäre Auffassung ist auch Engel (1994), ein traditioneller Vertreter der Valenzgrammatik. Er lehnt eine klare Grenze zwischen Ergänzung und Angabe ab. Mit polemischem Unterton schreibt er dazu:

Die größte Verwirrung ist freilich in die Diskussion um die Ergänzungen und um die Grenzziehung zwischen Ergänzungen und Angaben dadurch gekommen, daß man versuchte, die Ergänzungen als „notwendige“ Glieder den „freien“, „entbehrlichen“, also „weglaßbaren“ Angaben gegenüberzustellen. [...] Nun besteht aber unter allen Forschern Einigkeit darüber, daß es auch wegläßbare Ergänzungen gibt, so das Akkusativelement in dem Satz

*Uta singt **das Lied vom Butzemann.***

Es bedurfte verschiedener Hilfskonstruktionen, zusätzlicher Tests, nicht zuletzt der „Tiefenstruktur“ – die selbst eine Hilfskonstruktion ist –, um zu verdeutlichen, daß Ergänzungen zwar notwendig, viele nicht notwendige Satzglieder aber gleichwohl Ergänzungen seien. (Engel 1994: 153)

Die notwendigen Satzglieder seien also immer Ergänzungen, umgekehrt fänden sich aber unter den nicht notwendigen Satzgliedern sowohl Angaben als auch Ergänzungen (vgl. dazu

2.4.2. und Gallmann 2006: 789). Demnach wäre die Akkusativ-NP *das Lied vom Butzemann* eine Ergänzung, die aber nicht notwendig ist. Denn der Satz:

(59) *Uta singt.*

ist ebenso grammatisch. Engel (1994) weist die Opposition von obligatorischen Ergänzungen und fakultativen Angaben, die allzu einfach sei, zurück. Wenn wir aber hier auf das in 2.3.3. eingeführte Konzept der Ellipse zurückgreifen, so können wir ruhig sagen, dass die Akkusativ-NP *das Lied vom Butzemann* sehr wohl eine Ergänzung ist, die aber nicht unbedingt immer realisiert werden muss. Man könnte (59) auch so notieren:

(60) *Uta singt ∅.*

Die Akkusativ-NP erhält sozusagen das Merkmal ‚Null‘ (∅), so wie man in der Morphologie von ‚Null-Morphemen‘ spricht. Vor allem bei der sogenannten „Situativergänzung“ (dem „Adverbialobjekt“, d.h. lokale und temporale Angaben/Ergänzungen), sei eine Grenzziehung unmöglich:

Sicher käme ein skalarer Übergang zwischen Ergänzungen und Angaben gerade im Bereich der Situativelemente der sprachlichen Intuition eher entgegen als eine brüske Dichotomisierung. Aber im Hinblick auf praktisch unlösbare Kategorisierungsprobleme bleiben wir bei der simplifizierenden Zweiteilung. (Engel 1994: 161)

Wenn wir noch einmal das Beispiel aus 4.1.1.2. aufgreifen, so muss bei den Verben *schlafen* und *verschlafen*, obwohl eine solche Annahme auf den ersten Blick verlockend ist, ein gradueller Übergang zurückgewiesen werden. Es ist nicht so, dass das intransitive Verb *schlafen* durch das Präfix *ver-* ‚transitiver‘ wird, sondern es schaltet lediglich von ‚intransitiv‘ auf ‚transitiv‘ um, was mit dem binären Modell besser erklärt werden kann.

4.3. Zwischenresümee und Hypothese II

Die Frage ist nun, welches der beiden Modelle der Beschreibung des Objekts besser gerecht wird. Infolge der bisherigen Überlegungen und der besprochenen Ansätze drängt sich eine neue Einsicht auf, die dem letzten Teil dieser Arbeit (4.4. und Kap. 5) zugrundeliegen wird: Es scheint so zu sein, dass das direkte Objekt viel stärker in die grammatische Struktur eingebettet ist und somit weniger semantisch motiviert ist. Hingegen können andere Ergänzungen und die freien Angaben viel schlechter formalistisch erfasst werden und dürften stärker von der Semantik bestimmt sein. Darunter fallen womöglich auch die indirekten

Objekte. (In 2.3.1. wurde die Semantik des indirekten Objekts und des Dativs angesprochen.) Radikal ausgedrückt, führt das zu der Hypothese, dass

- (a) das direkte Objekt einzig den Regeln der Syntax unterworfen ist und Aspekte der Semantik keinen formgebenden Einfluss ausüben. Das direkte Objekt ist somit anhand von Modell II zu bestimmen.

Hingegen scheint

- (b) der Bereich der anderen Ergänzungen differenzierter zu sein: Einige dürften semantisch motiviert sein und somit graduelle Abstufungen haben (eventuell die Temporaladverbien) (Modell I), andere wiederum so wie das direkte Objekt formalistischen Regeln unterworfen sein (Modell II), zumindest teilweise.

Es könnte aber auch sein, dass (b) *ausschließlich* dem Modell I entspricht und das Modell II für das direkte Objekt absolute Gültigkeit besitzt. In Bezug auf das indirekte Objekt ist nun zu klären, ob es einem der beiden Modelle zugeordnet werden kann und in der weiteren Folge ob es überhaupt ein Objekt ist. Dass der Status des indirekten Objekts so viele Fragen aufwirft, spricht schon gegen einen Objektstatus. In Kap. 5 schließlich soll der hervorgehobene Status des direkten Objekts gegenüber dem des indirekten Objekts herausgearbeitet werden. Es ist wichtig zu betonen, dass sich die Hypothese nicht auf Transitivität im Sinne von Hopper/Thompson (1980) bezieht, sondern auf das Vorkommen eines syntaktischen Objekts. Die semantische Transitivität eines Satzes dürfte graduell sein – wie es Hopper/Thompson (1980) vorgeschlagen haben –, allerdings manifestiert sich das nicht notwendigerweise in der Anzahl der Argumente. Wie gezeigt wurde, kann ein Satz mit einem Objekt semantisch nur schwach transitiv sein. Das heißt, der Grad der semantischen Transitivität korreliert nicht automatisch mit der Anzahl der Argumente.

Gestützt wird diese Hypothese durch Rotaetxes (1998) „Champ de l’Actance Triactancielle“ – eine hierarchische Anordnung von Aktanten in ditransitiven Konstruktionen. Ihre Hierarchie lautet, leicht umformuliert, aber in der Aussage gleichbleibend, folgendermaßen:

1. Aktant	2. Aktant	3. Aktant			
Subjekt	DO	[IO]	[andere]		
	Akkusativ	Dativ („destinataire“)	zentrale und periphere Präpositionen	lokative Präpositionen	alle anderen Präpositionen
„des actants centraux“ (394) „structure de base“ (405)					

Tabelle 19: „Champ de l’Actance Triactancielle“ (nach Rotaetxe 1998: 396)

Rotaetxe (1998) betont einerseits die Wechselbeziehung von Subjekt und direktem Objekt (1998: 394, 398) und andererseits die enge Beziehung zwischen Subjekt und Verb bzw. direktem Objekt und Verb (1998: 398). Der „datif“ – der dem indirekten Objekt in der deutschen Grammatikschreibung entspricht – hingegen sei stärker semantisch motiviert und liege gleichsam außerhalb des Geltungsbereiches des Verbs (vgl. Rotaetxe 1998: 400). Wendet man die Hierarchie Rotaetxes (1998) auf die oben postulierte Hypothese an, so kann Tabelle 19 folgendermaßen modifiziert werden:

Tabelle 20: Hypothese II

Im Folgenden werden aus den Kategorien in Tabelle 20 nur der Bereich DO und IO und ihr Verhältnis zum Verb behandelt.

Tabelle 20 suggeriert zweierlei: Erstens, das indirekte Objekt scheint sich deutlich anders zu verhalten als das direkte Objekt. Zweitens, zwischen direktem Objekt und indirektem Objekt gibt es keinen graduellen Übergang, sondern eine klare Grenze. Daran schließt sich die Frage, ob es – gemäß dem allgemeinen Charakter des graduellen Modells – andererseits einen fließenden Übergang zwischen indirektem Objekt und anderen Argumenten gibt. Die Grenze

zwischen dem 2. Argument und den weiteren Argumenten müsste demnach eine undurchlässige, im universalgrammatischen Sinn vielleicht sogar in Form eines universalen Prinzips eine „angeborene“ sein. Die im Gegensatz zum direkten Objekt stärkere semantische Bestimmung des indirekten Objekts betonen sowohl Wegener (1986: 14): „die Dativ-NP [ist] also das verbfernere Objekt [...], d.h. dasjenige, das mit dem Verb eine sowohl in syntaktischer wie auch in semantischer Hinsicht weniger enge Verbindung eingeht als das Akkusativobjekt“, als auch Zifonun/Hoffmann/Strecker (1997: 1088): „Von allen Kasuskomplementen ist das Dativkomplement dasjenige mit der größten Nähe zu einer autonomen Kodierung. Im Vergleich zur Adverbialkodierung freilich muß sie beim Dativkomplement als schwach ausgeprägt gelten.“

Hypothese II besagt eine schwächere Abhängigkeit des indirekten Objekts vom Verb. Daraus resultieren die Fragen, in welcher Form das indirekte Objekt überhaupt vom Verb abhängt und ob eine solche eventuelle Abhängigkeit von der Verbvalenz einzelsprachlich unterschiedlich ausgeprägt sein kann. Für Letzteres plädiert Rotaetxe (1998: 426): Sprachübergreifend sei der „Actant D[atif]“ unterschiedlich stark in die grammatische Struktur eingebettet und hänge zu einem unterschiedlichen Ausmaß von der Verbvalenz ab. „La définition première du datif est, en générale, sémantique“, schreibt Rotaetxe (1998: 426), und erklärt die sprachübergreifende Varianz damit, dass der „Actant D[atif]“ in einigen Sprachen stärker grammatikalisiert sei als in anderen und dadurch auch stärker vom Verb abhängen.

In diese Richtung gehend kann man auch Welke (2009) lesen: Die *geben*-Konstruktion – also die prototypische ditransitive Konstruktion – basiere auf der (generativ-)semantischen Grundbedeutung (die auf Adele Goldberg [1995] zurückgeht und hier nach Evans/Green (2006: 681) zitiert wird):

„X causes Y to receive Z’.

Diese Grundlage ist gewissermaßen eine semantische Universalie und die Voraussetzung dafür, dass sie sich syntaktisch verfestigen kann, sprich dass sie grammatikalisiert wird. Gleichzeitig aber, und das ist Welke (2009: 32) ein wichtiges Anliegen, geschieht eine konzeptuelle (d.h. semantische) Anpassung an ein bereits vorhandenes (syntaktisches) Konstruktionsmuster. Das bedeutet, es ist stets eine wechselseitige Beziehung, wobei das eine auf das andere einwirkt und gleichzeitig durch das andere erst initiiert wird:

Es gibt also keine konzeptuelle Anpassung sozusagen ins Blaue hinein. [...] Es handelt sich um eine semantische Anpassung des Verbs an eine vorhandene Konstruktion. [...] Das Verb muss semantisch, d.h. von seiner im Lexikon abgespeicherten Bedeutung her, die Anpassung ermöglichen, und die Konstruktion muss ein syntaktisches Muster für die Realisierung der semantischen Anpassung bereithalten. (Welke 2009: 19)

Über diese *geben*-Konstruktion schreibt Welke (2009: 16f.), sie sei „[e]ine im Deutschen etablierte Konstruktion“. Das heißt mit anderen Worten, im Deutschen werden durch die wechselseitigen semantisch-syntaktischen Beziehungen die Weichen gelegt für die Grammatikalisierung ditransitiver Konstruktionen. Welke (2009: 32) will auch seine „dynamische Prototypentheorie“ so verstanden wissen, dass der Prototyp den „Ausgangspunkt von Abwandlungen“ bildet, und betont damit auch „ein diachronisches Moment“. Der Prozess der Grammatikalisierung, in dem immer auch fließende Übergänge angelegt sind, würde auch die Schwierigkeit bei der Abgrenzung von Ergänzungen und Angaben erklären und mit der Spalte ‚weitere Ergänzungen‘ in Hypothese II übereinstimmen. Welke (2009) jedoch lehnt grundsätzlich eine klare Abgrenzung zwischen Ergänzungen und Angaben ab, während Hypothese II nur von einem fließenden Übergang zwischen indirektem Objekt und anderen Ergänzungen ausgeht, aber eine klare Grenze zwischen direktem Objekt und anderen Ergänzungen vorsieht.

Verwirrung entsteht in der Tat vor allem bei der übereinzelsprachlichen (,cross-linguistic‘) Beschäftigung mit dem indirekten Objekt, oder eben mit der ‚Dativ-NP‘. In 2.3.1. wurde betont, dass der Terminus ‚indirektes Objekt‘ in erster Linie bei sprachtypologischen Untersuchungen verwendet wird. Das scheint im Widerspruch zu der eben getätigten Äußerung zu stehen, ist aber damit zu erklären, dass die Sprachtypologie ja bewusst willkürliche Klassifizierungen in Kauf nimmt und der Terminus ‚indirektes Objekt‘ als Arbeitshilfe zu verstehen ist (vgl. 2.4.4. die Aussage Matthew Dryers). Die sprachtypologische Klasse ‚indirektes Objekt‘ kann somit als Sammelbecken für alle NPs verstanden werden, die Rostaetxe (1998) „Actant D[atif]“ nennt, ungeachtet ihres Grammatikalisierungsgrades. Die einzelsprachlich unterschiedliche Grammatikalisierung dieser Dativ-NP mag auch zu den terminologischen Abweichungen zwischen den Philologien unterschiedlicher Sprachräume geführt haben. In theoretischen Arbeiten etwa, die sich nicht explizit mit dem Deutschen beschäftigen, ist mit ‚Objekt‘ meist ausschließlich das direkte Objekt gemeint, während das ‚indirekte Objekt‘ bzw. die ‚Dativ-NP‘ einem anderen syntaktischen Bereich zugeordnet wird. Wenn man in der englischsprachigen Literatur (abgesehen von der Sprachtypologie) gewöhnlich den Begriff „double object construction“ findet, so spricht man in der Germanistik traditionell von einer Konstruktion mit einem direkten und einem indirekten Objekt. Ebenso behandelt beispielsweise Faarland (1998: 800) das indirekte Objekt nicht im Kapitel „L’Objet“ (798-800), sondern unter „Actants prépositionnels“, gemeinsam mit den Präpositionalobjekten und den sogenannten „adjets“ (die nicht mit den Adjunkten gleichzusetzen sind!). Die Fennistik und die Hungarologie

verwenden den Terminus ‚indirektes Objekt‘ meist nicht, da nur das ‚direkte Objekt‘ als vom Verb abhängiges Objekt gilt.²¹ Insgesamt kann man sagen, dass der Begriff ‚indirektes Objekt‘ dann eher verwendet wird, wenn die Dativ-NP in der zu untersuchenden Sprache stärker von der Verbvalenz abhängt.

In der Morphosyntax des Englischen und des Französischen hat das indirekte Objekt mehr Ähnlichkeiten mit Lokaladverbialien und scheint auf der Grammatikalisierungsskala in Tabelle 20 nicht so weit fortgeschritten zu sein:

- | | | | |
|------|-------|------------------------------|--|
| (61) | Engl. | <i>Paul is giving a book</i> | to Anna.
PP = IO |
| | | <i>Paul is going</i> | to Brighton.
PP ≠ IO |
| (62) | Frz. | <i>Paul donne un livre</i> | à Anne.
PP = IO |
| | | <i>Paul va</i> | à Lyon.
PP ≠ IO |
| (63) | | <i>Paul gibt</i> | (der) Anna ein Buch.
DAT-NP = IO |
| | | <i>Paul geht</i> | nach Berlin.
PP ≠ IO |

Während es im Englischen und Französischen zu einem formalen Synkretismus zwischen IO und PP kommt, trägt im Deutschen das indirekte Objekt eine eigene Markierung – den Kasus Dativ – und wird von der Verbvalenz stärker erfasst. Das allein spricht allerdings noch nicht unbedingt für den Objektstatus, da es ja auch lokale und andere Ergänzungen gibt, die obligatorisch sind.

Da es im Finnischen keinen Dativ gibt, muss die Funktion des ‚indirekten Objekts‘ anders kodiert werden, und das geschieht, wie in vielen anderen Sprachen auch, durch einen Richtungskasus. Das ‚indirekte Objekt‘ (von dem im Finnischen so nie die Rede ist) wird adverbiall ausgedrückt – zumindest vom morphosyntaktischen Standpunkt her –, meist mit dem an sich reinen Richtungskasus Allativ *-lle/-lla*, der grundsätzlich auf die Frage „wohin“ antwortet (IMPF = Imperfekt, ALL = Allativ):

²¹ In der englischsprachigen Grammatik des Ungarischen von Törkenczy (2008) wird der Begriff „indirect object“ dennoch verwendet, was den Bedürfnissen der übereinzelsprachlichen Forschung entgegenkommt.

- (64) *Myin kirjan sinu-lle.*
 verkauf-IMPF-1Sg Buch-AKK du-ALL
 ‚Ich verkaufte dir das Buch.‘²² (Sulkala/Karjalainen 1992: 68)

Menen asema-lle.
 geh-1Sg Bahnhof-ALL
 ‚Ich gehe zum Bahnhof.‘ (Sulkala/Karjalainen 1992: 244)

Im Finnischen kommt es also, ähnlich dem Englischen und Französischen, zu einem Synkretismus von Richtungskasus und IO-Kasus. Im Ungarischen hingegen gibt es sowohl einen Allativ als auch einen Dativ, noch dazu, wie zu erwarten ist, mit unterschiedlichen Funktionen (Art. = Artikel, INF = Infinitiv):

- (65) *Az anya enni ad a gyerek-nek.*
 DEF.Art. Mutter-SgNOM ess-INF geb-3SgPräs Kind-DAT (= IO)
 ‚Die Mutter gibt dem Kind zu essen.‘

Az anya a gyerek-hez megy.
 DEF.Art. Mutter-SgNOM INDEF.Art. Kind-ALL geh-3SgPräs
 ‚Die Mutter geht zum Kind.‘

An Hypothese II festhaltend, kann man sagen, das ‚indirekte Objekt‘ ist im Ungarischen stärker grammatikalisiert als im Finnischen.

In den hier kurz dargestellten Sprachen – Englisch, Französisch, Ungarisch und Finnisch – hat das indirekte Objekt eine gewisse Ziel-Semantik. Croft (2003) schlägt ja auch die semantische Rolle *goal* für das indirekte Objekt vor. Es deutet vieles darauf hin, dass das indirekte Objekt semantisch besser zu erfassen ist und in diesem Bereich daher metaphorische Termini eher zulässig sind als beim direkten Objekt.

Der Unterschied zwischen direktem Objekt und indirektem Objekt spielt auch für das nächste Kapitel eine wichtige Rolle: Dort wird gezeigt, dass das direkte Objekt nicht so sehr quantitativ stärker (graduelles Modell), sondern viel mehr qualitativ (binäres Modell) auf eine andere Weise im Geltungsbereich des Verbs liegt und mit diesem eine besondere Einheit bildet.

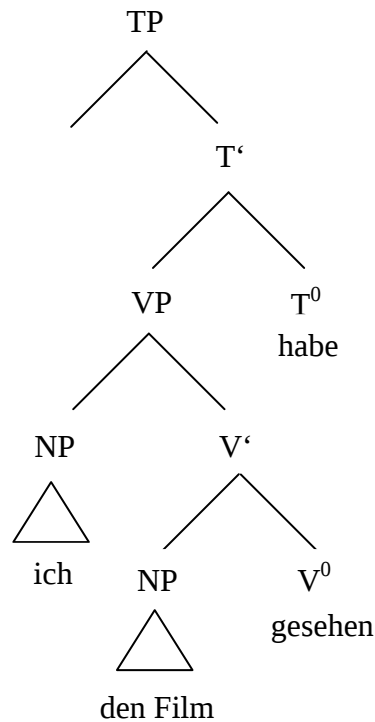
²² Das Verb steht in der perfektiven Vergangenheitsform, die in der Fennistik jedoch ‚Imperfekt‘ genannt wird.

5. Die Zusammengehörigkeit von Verb und direktem Objekt

In diesem Kapitel soll die Grenzziehung zwischen direktem Objekt und indirektem Objekt bzw. zwischen der Spalte ‚2. Argument‘ und ‚weitere Argumente‘ von Hypothese II bekräftigt werden, indem die Sonderstellung des direkten Objekts (unter Nichtbeachtung des Subjekts) und seine starke Abhängigkeit vom Verb untersucht werden. Evidenz für diese Annahme werden die folgenden Punkte liefern:

- (a) Hierarchien: Markierung von grammatischen Relationen am Verb und am Nomen
- (b) Wortstellung: Präferenz von OV und VO in den Sprachen der Welt
- (c) Inkorporation des direkten Objekts in das Verb

Die eher intuitive Unterteilung des Satzes durch die Traditionellen Grammatiker in Subjekt und Prädikat scheint sich zu bewahrheiten. Allerdings war die Traditionelle Grammatik ontologisch-philosophisch motiviert, während das ‚Prädikat‘ – der Bund zwischen Verb und direktem Objekt, wie er im letzten Abschnitt dieser Arbeit verstanden wird – rein syntaktisch gemeint ist. Das traditionelle ‚Prädikat‘, in der Version [Präd (= V + O)] (vgl. 2.1.1.), bezeichnet den Satzteil, der über das Subjekt etwas aussagt. In der X-Bar-Theorie entspricht das der VP ($\rightarrow$ NP V⁰), wobei NP das Komplement von V⁰ ist. (Der Unterschied zwischen NP- und PP-Komplement wurde in 4.1.2. besprochen.) Die Einheit von Verb und direktem Objekt steht unter dem Knoten V‘:



[weil] ich den Film gesehen habe

Die Position des indirekten Objekts im Baumdiagramm ist kontroversiell. Im Rahmen der X-Bar-Theorie wird jedoch kaum bezweifelt, dass das direkte Objekt verbnäher (und zwar in der Schwesterposition von V^0) und das indirekte Objekt verbferner steht. Wenn man annimmt, dass sowohl das direkte als auch das indirekte Objekt VP-intern basisgeneriert werden, so sind diese beiden Argumente auf jeden Fall asymmetrisch angeordnet (vgl. Dürscheid 1994: 128).

5.1. ‚GR Hierarchy‘ und ‚Case Hierarchy‘

Diese beiden Hierarchien wurden bereits in 2.4.4. in einem anderen Zusammenhang erwähnt und werden hier nochmals genannt. Die ‚Grammatical Relations (GR) Hierarchy‘ von Whaley (1997: 154) betrifft das Verb und lautet:

- (a) Subjekt > direktes Objekt > indirektes Objekt > andere (Ergänzungen)

Die ‚GR Hierarchy‘ besagt, dass am Verb am ehesten das Subjekt und am allerwenigsten andere Ergänzungen markiert werden. Die zweite Hierarchie, hier ebenfalls nach Whaley (1997: 154) zitiert, ist die ‚Case Hierarchy‘, deren Name insofern unpassend ist, als sie nicht

mit der sogenannten Kasushierarchie identisch ist. Whaleys (1997: 154) ‚Case Hierarchy‘ ist die Umkehr seiner ‚GR Hierarchy‘ und betrifft die Markierung am Nomen:

(b) andere (Ergänzungen) > indirektes Objekt > direktes Objekt > Subjekt

Das bedeutet, am Nomen werden am ehesten andere Ergänzungen als Subjekt und Objekt markiert, während das Subjekt hinsichtlich Kasus am wenigsten markiert ist. Die eigentliche Kasushierarchie hingegen lautet (nach Primus 1999: 2) (ERG = Ergativ, ABS = Absolutiv):

(c) andere (Kasus) > DAT > AKK/ERG > NOM/ABS

Das bedeutet, der Nominativ ist der unmarkierte Kasus, während alle anderen Kasus relativ dazu stärker markiert sind. Da wir aber nachwievor Kasus und Satzglieder grundsätzlich nicht vermischen wollen, halten wir uns an Whaleys (1997) zwei Hierarchien. Da die beiden Hierarchien (a) und (b) entgegengesetzt verlaufen, gewährleisten sie die sprachliche Ökonomie: Grammatische Relationen werden nicht doppelt markiert, es kommt nur zu wenigen Überschneidungen (vgl. Whaley 1997: 153f.).

Ein Vergleich zwischen dem Deutschen und der finnisch-ugrischen Sprache Wogulisch (Mansisch) zeigt, dass beide Sprachen den Hierarchien entsprechen, aber in einem unterschiedlichen Ausmaß. Betrachten wir zunächst das deutsche Beispiel (Num. = Numerus, Pers. = Person):

- (1) *Peter sieht den Hund im Garten.*
Peter gibt dem Hund im Garten einen Knochen.

	S	DO	IO	andere
Verb	Num. / Pers.		–	–
Nomen	–	AKK	DAT	+

Tabelle 21: ‚GR‘ und ‚Case Hierarchy‘ im Deutschen

Das Deutsche markiert nur das Subjekt am Verb, während DO, IO und alle anderen Ergänzungen ausschließlich am Nomen markiert werden. Anders im Wogulischen: Hier wird, genauso wie im Ungarischen, das bestimmte, definite Objekt am Verb markiert. Im Ungarischen wird am Verb nur ausgedrückt, ob das Objekt bestimmt oder unbestimmt ist. Im Wogulischen hingegen erfolgt eine spezifischere Markierung: Es wird zunächst angezeigt, ob das Objekt bestimmt oder unbestimmt ist. Wenn es bestimmt (definit) ist, wird zusätzlich der Numerus des Objekts – Singular, Dual oder Plural – durch ein jeweils eigenes Suffix am Verb markiert (Du = Dual, Px = Possessivsuffix):

- (2) *am piyriś-əm xañiśti-ləm*
 ich Sohn-Px1Sg unterricht-DEF.Sg-1SgPräs
 ‚Ich unterrichte meinen Sohn.‘
- am piyriś-ay-əm xañiśti-jayəm*
 ich Sohn-Du-Px1Sg unterricht-DEF.Du-1SgPräs
 ‚Ich unterrichte meine beiden Söhne.‘
- am piyriś-an-əm xañiśti-janəm*
 ich Sohn-Pl-Px1Sg unterricht-DEF.Pl-1SgPräs
 ‚Ich unterrichte meine Söhne.‘ (Riese 2001: 41)

	S	DO	IO	andere
Verb	Num. / Pers.	INDEF / DEF: Num.	–	–
Nomen	–	Num., Px	DAT	+

Tabelle 22: ‚GR‘ und ‚Case Hierarchy‘ im Wogulischen

Sowohl im Deutschen als auch im Wogulischen steht das Subjekt im unmarkierten Nominativ. Aber auf der ‚GR Hierarchy‘ geht das Wogulische eine Stufe höher und markiert auch das direkte Objekt am Verb. Das Nomen steht dabei im unmarkierten Nominativ, es erhält also kein eigenes Kasusmerkmal (obwohl es grundsätzlich einen Akkusativ gibt). Das Verb bleibt hingegen auch im Wogulischen unverändert gegenüber der Beschaffenheit des indirekten Objekts. Die Verbform hängt nur von der Definitheit des direkten Objekts ab, es steht auch dann in der indefiniten Konjugation, wenn das indirekte Objekt definit ist, das direkte hingegen indefinit. Im Bereich des direkten Objektes kommt es im Wogulischen somit zu einer leichten Überschneidung, wie in Tabelle 22 gut zu sehen ist.

Markierung des direkten Objekts am Verb ist aber nicht auf finnisch-ugrische Sprachen wie das Ungarische und Wogulische beschränkt, sondern auch in indogermanischen Sprachen zu finden, etwa in der Partizip-Perfekt-Konstruktion im Französischen:

- (3) *J’ai écrit la lettre.*
 S+V V DO
- Je l’ai écrit-e.*
 S DO+V
- (4) *J’ai donné le cadeau à Laura.*
 S+V V DO IO
- Je le lui ai donné.*
 S DO IO V

Das Objektspronomen steht in dieser analytischen Vergangenheitsform vor dem finiten Verb (dem Auxiliar), während das Partizip das weibliche Geschlecht (3) und den Plural markiert. Das indirekte Objekt hingegen wird mit keiner Verbform übereingestimmt (4). Das Partizip Perfekt des Französischen mit dem Objektspronomen ähnelt somit dem wogulischen und ungarischen System (vgl. Tabelle 22).

Andere, weder indogermanische noch finnisch-ugrische Sprachen, in denen das Objekt mit dem Verb kongruiert, sind unter anderem Swahili, Kinyarwanda (beide Bantu-Sprachen) oder Abkhasisch (kaukasische Sprache) (vgl. Dürscheid 1994: 128). Aber sogar im Deutschen lässt sich eine Andeutung der verbalen Objektsmarkierung erkennen, die dem französischen System nicht unähnlich ist: Das neutrale Objektspronomen *es* fusioniert in der Umgangssprache im Perfekt mit dem Auxiliar *sein* bzw. *haben*:

- (5) *Ich hab's gesehen.*
Da ist's geschehen.

Das Pronomen des indirekten Objekts hingegen kann nicht mit dem Hilfsverb fusionieren:

- (6) *Ich habe ihm das Buch gegeben.*
Ich hab's ihm gegeben.

Das heißt, wenn am Verb außer dem Subjekt ein anderes Satzglied markiert wird, so ist es das direkte Objekt.

Die Kasushierarchie (c) lässt sich auch am deutschen Kasussystem nachweisen: Der Akkusativ, der häufigste Kasus des direkten Objekts, ist schwächer markiert als der Dativ, der häufigste Kasus des indirekten Objekts:

<i>die Hunde</i>	[Mask. Pl., NOM+AKK]
den <i>Hunden</i>	[Mask. Pl., DAT]
<i>die Katze</i>	[Fem. Sg. NOM+AKK]
der <i>Katze</i>	[Fem. Sg. (GEN+)DAT]
<i>das Tier</i>	[Neutr. Sg. NOM+AKK]
dem <i>Tier(e)</i>	[Neutr. Sg. DAT]

Im deutschen Kasussystem stehen somit die Kasus Nominativ und Akkusativ dem Dativ gegenüber, wobei Nominativ und Akkusativ die weniger markierten Kasus sind. Das spricht einerseits für die stärkere Einbettung des Nominativs und des Akkusativs in die grammatische Struktur und andererseits für die größere semantische Autonomie des Dativs. Wenn wir nun den Akkusativ als den prototypischen Kasus für das direkte Objekt annehmen und den Dativ

als jenen für das indirekte Objekt, so bestätigt sich Hypothese II, indem der Akkusativ als struktureller, der Dativ hingegen als lexikalischer Kasus gelten muss, wie es in der Forschung auch vielfach geschehen ist.

Es könnte nun der Verdacht aufkommen, dass die grundsätzliche Trennung von Kasus und Satzglied, wie sie in Kap. 3 gefordert wurde, in Frage gestellt werden müsste. Sie wird vielleicht abgeschwächt, aber nicht umgestoßen, denn die Hierarchie wird auch dann eingehalten, wenn das einzige Objekt im Satz im Dativ steht (z.B. *jdm. helfen*). In diesem Fall ist der Dativ der nächste verfügbare Kasus, da kein Akkusativ auftritt. Das Verhältnis von Kasus und Satzglied kann nun folgendermaßen revidiert werden:

- (a) Der unmarkierte Kasus für das Subjekt ist der Nominativ, der markierte der Dativ.
- (b) Der häufigste Kasus für das direkte Objekt ist der Akkusativ, der seltenere der Dativ.
- (c) Der einzige Kasus für das indirekte Objekt ist der Dativ.

Für das indirekte Objekt ist der Dativ reserviert, während der Kasus von Subjekt und direktem Objekt konstruktionsabhängig ist. Das spricht erneut für eine größere strukturelle Unabhängigkeit des indirekten Objekts und erklärt, weshalb Wegener (1986: 21) (aber auch viele andere) sich so sehr für den Begriff ‚Dativ-NP‘ statt ‚indirektes Objekt‘ im Deutschen stark macht.

5.2. Wortstellung

Es gibt sechs mögliche Kombinationen der in einer Sprache dominanten Wortfolge (*Basic Word Order*): SOV, SVO, VSO, VOS, OVS und OSV. (O steht hier für Objekt und bezeichnet nur das direkte Objekt, also das einzige Objekt in einem transitiven Satz.) Alle sechs Typen sind in zumindest einer Sprache der Welt belegt (vgl. Whaley 1997: 81, Croft 2003: 69). Die quantitative Verteilung dieser sechs Typen ist jedoch höchst unausgeglichen (vgl. Russel Tomlin: „Basic Word Order: Functional Principles“ (1986), zit. nach Whaley 1997: 83):

SOV	SVO	VSO	VOS	OVS	OSV
45%	42%	9%	3%	1%	[1%]
95%			5%		

Tabelle 23: Prozentuelle Verteilung der Wortfolge

Greenberg (1966: 43) bezeichnet die letzten drei Typen – VOS, OVS und OSV – als solche, „which do not occur at all, or at least are excessively rare“. OSV ist dabei die umstrittenste Kategorie. Pullum (1977) untersucht vier Sprachen, von denen es heißt, sie hätten OSV als unmarkierte Wortfolge – Dyirbal (Australien), Hurritisch (Armenisch), Alëutisch (Eskimo-Alëutisch) und Westgrönländisch (Eskimo-Alëutisch) (vgl. Pullum 1977: 259) –, allerdings mit dem Schluss, dass für keine dieser Sprachen OSV als die dominante Wortfolge gelten kann (265). OVS sei laut Pullum (1977: 269) ebenso für keine einzige Sprache belegt, während Croft (2003: 69) sagt, dass die Existenz dieses Typs inzwischen belegt sei. Fraglich bleibt somit einzig OSV. Die Tendenz ist aber ohnehin deutlich, denn die beiden in Frage gestellten Typen OVS und OSV würden zusammen nur 2% ausmachen.

Wenn man nun nach den Gründen dieser ungleichen Verteilung fragt, muss man zwei mögliche Motivationen bedenken:

- (a) Greenbergs Universalie 1: „In declarative sentences with nominal subject and object, the dominant order is almost always one in which the subject precedes the object.“ (Greenberg 1966: 41)

- (b) Jeder Satz in jeder Sprache muss über eine VP-Konstituente verfügen.

Daraus lässt sich das Ergebnis in Tabelle 23 erklären: Kriterium (a) (S vor O) wird erfüllt von: SOV, SVO und VSO (vgl. Greenberg 1966: 43). Kriterium (b) (VP = V + O) wird erfüllt von: SOV, SVO, VOS und OVS. Kriterium (a) *und* (b) werden nur von SOV und SVO erfüllt, die aber mit zusammen 87% die überwiegende Mehrheit der belegten Typen darstellt. Bei VSO ist zwar noch die Reihenfolge Subjekt vor Objekt vorhanden, allerdings sind das Verb und das Objekt getrennt. OSV schließlich hält keines der beiden Kriterien ein.

Das Deutsche gilt allgemein als eine SOV-Sprache, auch wenn im Deklarativ-Satz die Wortfolge SVO vorherrscht. Wichtig ist in unserem Zusammenhang allerdings, unabhängig davon, welche von den beiden Typen nun die dominante ist, die Tatsache, dass Verb und Objekt nicht getrennt sind. Tatsächlich bleiben (direktes) Objekt und Verb meist beieinander, auch wenn die einzelnen Satzteile verschoben werden:

- (7) *Robert hat gestern seinem Neffen_{VP}[einen Ball geschenkt].*
Gestern hat Robert seinem Neffen_{VP}[einen Ball geschenkt].
Seinem Neffen hat Robert gestern_{VP}[einen Ball geschenkt].
_{VP}[Einen Ball geschenkt] hat Robert seinem Neffen gestern.
Hat Robert gestern seinem Neffen_{VP}[einen Ball geschenkt]?
- (8) *[Einen Ball] hat Robert gestern seinem Neffen [geschenkt].*
- (9) *?[Seinem Neffen geschenkt] hat Robert gestern einen Ball.*

Satz (8) ist markiert im Verhältnis zu den Sätzen in (7), da die Betonung darauf liegt, dass Robert seinem Neffen einen Ball und nicht etwa einen Hubschrauber geschenkt hat. Satz (9) ist in bestimmten Kontexten noch denkbar, etwa wenn die Betonung auf dem Verb liegt:

Seinem Neffen geschenkt hat Robert gestern einen Ball, ihm allerdings weggenommen hat er den Hubschrauber.

Die Wortstellung ist im Deutschen ja relativ frei, weshalb unter Umständen Verb und Objekt getrennt werden können, in der unmarkierten Wortfolge jedoch stehen Verb und Objekt nebeneinander. (Je komplexer die Morphologie ist, desto freier ist die Wortstellung, und vice versa. Das wird sichtbar bei einem Vergleich zwischen Deutsch und Englisch.)

Das legt den Schluss nahe, dass in einem Satz mit mehreren Argumenten das direkte Objekt aufgrund seiner unmittelbaren Nachbarschaft zum Verb eruiert werden könnte. Hier ist allerdings Vorsicht angebracht. Dürscheid (1994) verfolgt diesen Ansatz und definiert das direkte Objekt allein durch dessen Verbadjazenz. Dadurch gelangt sie zu dem Schluss, dass auch PPs, Dativ-NPs und Genitiv-NPs als direktes Objekt gedeutet werden, andererseits aber Akkusativ-NPs indirekte Objekte sein können. In den folgenden beiden Sätzen ist einmal die Dativ-NP das indirekte Objekt und die Akkusativ-NP das direkte Objekt (10) und einmal umgekehrt (11):

- (10) (dass) ich _{IO}[dem Jungen] _{O+V}{_{DO}[das Buch] gebe}
 (11) (dass) ich _{?IO}[das Kind] _{O+V}{_{?DO}[der Kälte] aussetze}

Es ist angebrachter, in Sätzen wie (11) eine markierte Wortfolge zu sehen. Denn die Wortfolge von (10) ändert sich etwa, wenn für die NPs Pronomen eingesetzt werden:

- (12) (dass) ich es ihm gebe

Ändern sich deswegen auch die grammatischen Relationen und ist das verbnächste Pronomen *ihm* auf einmal das direkte Objekt? In Betracht gezogen werden sollte also lediglich die unmarkierte Wortfolge (,basic word order').

5.2.1. Exkurs: ,Neurosyntax'

Hier ist ein Beispiel aus der Neurolinguistik angebracht. Yosef Grodzinsky arbeitet an einer sogenannten ,Neurosyntax', in der er versucht, syntaktische Kategorien und Funktionen (v.a. Passiv und Bewegung) im Gehirn zu lokalisieren. Die Motivation dahinter ist die der

Universalgrammatik Chomskys entstammende Modularitätshypothese. Darauf weist er auch ausdrücklich hin: „The complexity and richness of the linguistic signal force a modular approach to grammar, which fits the modular approach to the neural representation of cognition.” (Grodzinsky/Santis 2008: 476) Gestützt auf die Untersuchung von Friederici [u.a.] (2006), stellt er die Hypothese auf, dass der Sitz für ‚syntactic movement‘ im Broca-Areal sei. Allerdings geht es dabei nicht um Sprachproduktion – das ja lange Zeit allein dem Broca-Areal zugeschrieben wurde –, sondern um Sprachverarbeitung. Der Studie von Friederici [u.a.] (2006) liegt ein ditransitiver deutscher Satz zugrunde, der an 13 gesunden deutschen Muttersprachlern getestet wurde. Der Satz tritt in drei unterschiedlichen Varianten auf (nach Grodzinsky/Santis 2008: 478; *t* = *trace* ‚Spur‘):

(13) Heute hat ₁[der Opa] ₂[dem Jungen] ₃[den Lutscher] geschenkt.

(14) Heute hat ₂[dem Jungen] ₁[der Opa] *t*₂ ₃[den Lutscher] geschenkt.

(15) Heute hat ₂[dem Jungen] ₃[den Lutscher] ₁[der Opa] *t*₂ *t*₃ geschenkt.

(Friederici [u.a.] (2006: 1710) haben noch einen vierten, ungrammatischen Satz getestet, auf den Grodzinsky/Santis (2008) aber nicht Bezug nehmen.) Das Ergebnis der Studie ist, dass das Broca-Areal umso stärker aktiviert wird, je komplexer die syntaktischen Strukturen sind, also in steigendem Ausmaß von (13) bis (15).

Ohne sie überzubewerten, weist diese Studie dennoch ebenfalls darauf hin, dass die sprachliche Verarbeitung am schwierigsten ist – es am „unnatürlichsten“ ist –, wenn das direkte Objekt, wie in Satz (15), vom Verb getrennt ist.

5.3. Inkorporierung und ‚Exkorporierung‘

5.3.1. Inkorporierung

In 2.3.3. wurde das inkorporierte Objekt vorübergehend als eine NP beschrieben, die das Verb eher modifiziert als ergänzt. Der Begriff der ‚Inkorporation‘ entstammt den Anfängen der Sprachtypologie zu Beginn des 19. Jahrhunderts, als Wilhelm von Humboldt zu den flektierenden, isolierenden und agglutinierenden Sprachen als vierten Typ die inkorporierenden hinzufügte, womit er in erster Linie die nordamerikanischen Sprachen meinte, in denen das Verb und das Objekt als ein Wort behandelt würden (vgl. Croft 2003:45). Mithun (2000: 916) definiert Inkorporation, nach Edward Sapir, folgendermaßen:

„The term incorporation has traditionally been used to refer specifically to noun incorporation, a construction in which a noun stem is combined with a verb to form a new, morphologically complex verb (Sapir 1911).“ Die Richtung für die Inkorporation ist damit vorgegeben: Das Nomen verschmilzt mit dem Verb, das Resultat ist ein neues Verb. Obwohl Inkorporation vor allem für polysynthetische Sprachen typisch ist, kommt sie nicht nur in diesen vor, sondern auch in analytischen Sprachen, während es andererseits polysynthetische Sprachen ganz ohne Inkorporation gibt (vgl. Mithun 2000: 916).

Es ist also ein diachronischer Vorgang – ein Grammatikalisierungsprozess: Das Nomen büßt seine semantische Bedeutung und seine syntaktische Eigenständigkeit mehr und mehr ein und wird dafür tiefer in die grammatische Struktur eingebettet. Wenn von Inkorporation im Deutschen gesprochen wird, werden gewöhnlich Verbkomplexe wie *klavierspielen*, *autofahren*, *sopransingen*, *biertrinken*, *goldsuchen*²³ usw. genannt (vgl. Eisenberg 2006a: 339). Die Substantive haben hier allerdings zum Großteil ihre Eigenständigkeit bewahrt und zeigen „keinerlei Tendenz, in Richtung auf eine Verbpartikel zu grammatikalisieren“ (Eisenberg 2006a: 339). Dennoch bilden sie ein enges Verhältnis mit dem Verb (16), wie der Unterschied zu Sätzen ohne Inkorporation (17) zeigt:

- (16) *Ich fahre Auto ~ weil ich Auto fahre / autofahre*
Ich trinke Bier ~ weil ich Bier trinke / biertrinke
Ich spiele Klavier ~ weil ich Klavier spiele / klavierspiele
- (17) *Ich fahre jetzt ein neues rotes Auto ~ weil ich ein neues rotes Auto fahre / *autofahre*
Ich trinke am liebsten Bier vom Fass ~ weil ich am liebsten Bier vom Fass trinke
Ich spiele ein großes schwarzes Klavier ~ weil ich ein großes schwarzes Klavier spiele
*/ *klavierspiele*

In (16) ist das Objekt eher in das Verb inkorporiert, in (17) überhaupt nicht. Der Unterschied lässt sich mit dem Transitivitätsparameter von Hopper/Thompson (1980) recht gut erklären. Darauf gehen wir weiter unten ein. Zunächst ist es wichtig, auf die theoretische Voraussetzung hinzuweisen, die in Hypothese II (vgl. Tabelle 5 in 4.3.) erarbeitet wurde: Wenn eine klare Grenze nur zwischen direktem Objekt und den anderen Ergänzungen besteht, ist eine Fusionierung auch nur zwischen Verb und direktem Objekt möglich, nicht aber zwischen Verb und indirektem Objekt. Das heißt, Inkorporierung muss nicht immer notwendig zu einer vollständigen Verschmelzung von Verb und direktem Objekt, sowohl morphologisch als auch

²³ Anmerkung zur Schreibweise: Die Schreibung in den Beispielsätzen folgt nicht strikt den orthographischen Regeln der Getrennt- und Zusammenschreibung. Zusammengeschrieben wird dann, wenn dadurch die Inkorporierung des Substantivs (des Objekts) in das Verb verdeutlicht werden soll, und getrennt dann, wenn Substantiv und Verb weniger stark zusammengehören. Dadurch entstehen Zusammenschreibungen – wie z.B. *weil ich biertrinke / klavierspiele* –, die nicht regelkonform und außerdem gewöhnungsdürftig sind.

syntaktisch, führen, es kommt jedoch zu einer Abnahme der semantischen Bedeutung und der syntaktischen Autonomie der Objekts-NP.

Widmen wir uns daher zuerst der Annahme, dass das indirekte Objekt nicht in das Verb inkorporiert werden kann:

- (18) *Ich will jetzt biertrinken.*
Ich mag das Biertrinken.
weil ich biertrinke

aber:

- (19) *weil ich dir das Bier gebe*
(20) **Ich will jetzt Bier dirgeben.*
**Ich mag das Bier Dirgeben.*
**weil ich das Bier dirgebe*

Die Ungrammatikalität, ja grammatische Unmöglichkeit in (20) unterstreicht die klare Grenze zwischen Verb und indirektem Objekt sowie die zwischen direktem Objekt und indirektem Objekt.

Als eine Art der Inkorporation – auch wenn es nicht zu dieser gezählt wird – kann man das Verschmelzen des neutralen Objektpronomens mit dem finiten Verb im Deutschen bezeichnen:

- (21) *Ich trink's.*
(22) *Ich geb's dir.*
(23) *?Ich geb' dir es.*
?Ich geb' dir's.

In (22) bilden das Verb und das direkte Objekt förmlich einen Block gegenüber dem indirekten Objekt. Die Struktur {[V DO] [IO]} wird bestätigt.

Ein Argument gegen die Blockierung der Inkorporation des indirekten Objekts scheint, auf den ersten Blick, aus dem Englischen zu kommen (nach Dürscheid 1994: 124f.): Aus generativistischer Sicht gilt ja im Englischen die Adjazenzbedingung. Diese besagt, dass der Kasuszuweiser und der Kausempfänger Schwesterkonstituenten sein müssen. In der ditransitiven Konstruktion (der wir schon des Öfteren begegnet sind):

- (24) *Wayne sent Robert a telegram.*

ist aber das indirekte Objekt *Robert* verbadjacent und nicht das direkte Objekt *a telegram*. Daraus resultiert das Problem, dass das direkte Objekt vom Verb keinen Kasus zugewiesen

bekommen kann. Dürscheid (1994: 124) zitiert den Vorschlag Tim A. Stowells (1981), wonach das indirekte Objekt in das Verb inkorporiert sei und dadurch die Adjazenzbedingung umgangen werde, denn nun wären das direkte Objekt *a telegram* und der Komplex [V IO] Schwesterkonstituenten:

Wayne $v+o\{sent_{IO}[Robert]\}$ $DO[a\ telegram]$.

In 2.3.2. wurden die Satzglieder in englischen Konstruktionen dieser Art jedoch als primäre und sekundäre Objekte analysiert, und wenn man auch hier dieses Schema anwendet, dann zeigt sich, dass es das primäre Objekt ist, dass verbadjacent ist und somit, falls davon hier überhaupt die Rede sein kann, in das Verb inkorporiert wird:

Wayne $v+o\{sent_{PO}[Robert]\}$ $so[a\ telegram]$.

Dieselbe Konstruktion – nämlich die Inkorporation des primären Objekts, d.h. des Rezipienten (*goals*) – ist auch in der paläosibirischen Sprache Nivkh zu finden:

- (25) *əmək karandas p'-orla-k'im-d*
 mother pencil REFL-child-give-INDIC
 'The mother gave a pencil to her child'

- (26) *ñi to hə-ñivx-ar-d*
 1sg fish that-person-feed-INDIC
 'I am feeding fish to him/her.' (Wunderlich 2003: 6)

Es geht also um die Hierarchie: DO > IO bzw. PO > SO, und die wird auch hier nicht verletzt. Inkorporiert werden kann nur das direkte Objekt bzw. das primäre Objekt, jedenfalls aber das hierarchisch höhergestellte.

Wenn man nun wieder den Transitivityparameter von Hopper/Thompson (1980) betrachtet, so zeigt sich, dass das Objekt desto eher in das Verb inkorporiert wird, je geringer der Grad der Transitivity ist. In 4.2. wurden Argumente gegen einen skalaren Übergang zwischen Objekten und Nicht-Objekten gebracht. Das steht nicht im Widerspruch zu den hier gemachten Überlegungen, denn wir befinden uns jetzt ausschließlich im Bereich [V DO], der wiederum klar vom Bereich der anderen Ergänzungen getrennt ist. Transitivity kann zudem sowohl semantisch (im Sinne Hopper/Thompsons (1980)) als auch syntaktisch/formal (in-, mono-, ditransitiv) verstanden werden. Die Frage ist vielmehr, in welchem Verhältnis diese beiden Aspekte von Transitivity stehen und ob die semantische Transitivity die formale verändern kann, was in dieser Arbeit bislang verneint worden ist. Wenn in der Folge von Transitivity die Rede ist, dann ist damit immer semantische Transitivity gemeint. Das Objekt ist auch dann noch – zumindest im Deutschen – syntaktisch vorhanden, wenn der Satz nur

schwach transitiv ist (z.B. *ich mag Bier*), und umgekehrt kann ein objektloser, formal intransitiver Satz semantisch transitiv sein (z.B. *ich habe versagt*).

Hopper/Thompson (1980: 258) merken an, dass das Verb und das direkte Objekt dann in einem besonders engen Verhältnis stehen, wenn das Objekt eine niedrige Transitivität aufweist (vgl. zu ihren Parametern 4.2.). Das stimmt mit Mithun (2000: 917) überein, der schreibt:

As qualifiers, incorporated nouns do not specify referentiality. As a result, they are often used for nonreferentiality, nonspecific, indefinite, unindividuated items. They appear in verbs describing habitual or generic activities, rather than for particular events involving specific patients.

Das kann gut an einem Beispiel aus dem Deutschen illustriert werden: Je mehr der Transitivitätsmerkmale von Hopper/Thompson (1980) zutreffen, desto eher ist das Objekt in das Verb inkorporiert (27) und vice versa (28):

- | | | |
|------|--|---------------------------------------|
| (27) | <i>Ich lese Zeitung.</i> | (schwach transitiv; inkorporiert) |
| | <i>Ich lese gerne Zeitung.</i> | (schwach transitiv; inkorporiert) |
| (28) | <i>Ich lese fünf Zeitungen.</i> | (stark transitiv; nicht inkorporiert) |
| | <i>Ich habe die Zeitung zu Ende gelesen.</i> | (stark transitiv; nicht inkorporiert) |
| | <i>Ich lese nur diese eine Zeitung.</i> | (stark transitiv; nicht inkorporiert) |

Im Falle einer Inkorporierung sind auch verbale Substantivierungen (29) und Partizipbildungen (30) möglich:

- | | |
|------|--|
| (29) | <i>Ich mag das Zeitunglesen.</i> |
| | <i>*Ich mag das Fünfzeitungenlesen.</i> |
| | <i>*Ich mag das nur-diese-eine-Zeitung-Lesen.</i> |
| (30) | <i>Ich saß den ganzen Sonntag, zeitunglesend, im Kaffeehaus.</i> |
| | <i>*Ich saß den ganzen Sonntag, die Zeitung zu Ende lesend, im Kaffeehaus.</i> |

Dass die Definitheit des Objekts sehr stark mit dem Verhältnis zwischen Objekt und Verb zusammenhängt, zeigt sich, wie schon an einigen Beispielen gezeigt worden ist, sehr gut am Wogulischen und Ungarischen (worauf auch Hopper/Thompson (1980: 258) hinweisen): Wenn das Objekt definit ist, steht das Verb in der sogenannten definiten (,transitiven‘) Konjugation, wenn das Objekt aber indefinit ist, steht das Verb in der indefiniten (,intransitiven‘) Konjugation, die auch die Konjugation für Sätze ohne Objekt ist. Die Analogie zu den deutschen Beispielen (27) und (28) ist offensichtlich:

- | | |
|------|------------------------|
| (31) | <i>János olvas.</i> |
| | János les-3SgPräsINDEF |
| | „János liest.“ |

(32) *János (egy) újságot olvas.*
 János Art.-INDEF Zeitung-SgAKK les-3SgPräsINDEF
 ‚János liest (eine) Zeitung.‘

(33) *János ezt az újságot olvas-sa.*
 János Art.- Sg.DEF Zeitung-SgAKK les-3Sg PräsDEF
 ‚János liest diese Zeitung.‘

(31) und (32) sind schwach transitiv, (33) hingegen stark transitiv. In der ozeanischen Sprache Kusaisch sind laut Hopper/Thompson (1980: 159) Verb und indefinites Objekt überhaupt als eine morphologische Einheit zu betrachten. Hopper/Thompson (1980: 159) gelangen zu dem Ergebnis – „[a]n extreme restatement“ –, „that an indefinite O[b]ject, i.e. DO] is not really an O at all, but is a subordinate part of a compound of which the verb stem is the head (i.e., it is incorporated into the verb)“.

Allerdings gibt es im Deutschen eine handvoll – wohl nicht mehr – Verben, bei denen nicht klar ist, ob sie durch Inkorporierung entstanden sind oder nicht. Das führt uns gleichzeitig zum nächsten Punkt (5.3.2.). Als den „vielleicht prominenteste[n] [...] Problemfall“ bezeichnet Eisenberg (2006a: 234) die Verben *handhaben*, *maßhalten*, *hohnlachen* und *staubsaugen*, bei denen die „Wege der Wortbildung verschlungen“ seien. Nehmen wir als Beispiel *staubsaugen*: Es kommen zwei Möglichkeiten der Entstehung in Frage (vgl. Eisenberg 2006a: 338):

- i) durch Inkorporierung: *weil er Staub saugt* > *weil er staubsaugt* > *staubsaugen*
- ii) durch Rückbildung: *der Staubsauger* > *Staub saugen* > *staubsaugen*

Der unsichere Status von *staubsaugen* ist auch an den alternativen Partizip- und zu + Infinitiv-Formen zu sehen:

- i) *staubgesaugt* / *Staub gesaugt* – *staubzusaugen* / *Staub zu saugen*
- ii) *gestaubsaugt* – *zu staubsaugen*

Im Gegensatz dazu ist die Bildung von Verben der Klasse *zeitunglesen* (also mit eindeutig inkorporiertem Objekt) klar:

- i) *Zeitung gelesen* – *Zeitung zu lesen*
- ii) **gezeitunglesen* – **zu zeitunglesen*

Ganz anders – nämlich in die entgegengesetzte Richtung verlaufend – verhält es sich mit Verben wie *brustschwimmen*, *eislaufen*, *bergsteigen*, *bauchreden* usw., die nicht durch Inkorporierung entstanden sein können.

Wir können zwei (Haupt-)Gruppen von Verbkomplexen annehmen, die sich von einander unterscheiden, indem, wie gleich gezeigt wird, ihre Entstehungsprozesse in die

jeweils entgegengesetzte Richtung verlaufen (die Listen sind natürlich keineswegs vollständig; alle Verben werden zusammen geschrieben, auch wenn nach den gültigen Rechtschreibregeln Getrennschreibung möglich, zum Teil sogar verpflichtend wäre):

(a)

biertrinken, goldsuchen, fleischfressen, fischbraten, sandschaufeln, geldwaschen, freudebringen, garnspinnen, klavierspielen, autofahren, radfahren, radiohören, eisessen

(b)

i) syntaktisch teilbar, konjugierbar:

eislaufen, skilaufen, kopfstehen, schlangestehen, haltmachen, amoklaufen, worthalten, preisgeben

ii) syntaktisch nicht teilbar, konjugierbar:

schlafwandeln, lustwandeln, brandmarken, handhaben, lobpreisen, schlussfolgern, wetteifern, brandmarken, lobpreise, maßregeln, brandschatzen, gewährleisten

iii) fraglich, ob teilbar; z.T. konjugierbar – problematischste Gruppe:

schlittschuhlaufen, paarlaufen, bodenturnen, kunstturnen, kürturnen, brustschwimmen, rückenschwimmen, lagenschwimmen, bergsteigen, notlanden, bruchlanden, seiltanzen, kopfrechnen, bauchreden, schutzimpfen, netzwerken

Alle Verben in (a) sind durch Inkorporierung des Objektes entstanden. In V2-Sätzen verhält sich der substantivische Wortteil wie ein ganz normales direktes Objekt:

- (34) *Laura sucht Gold.*
Laura schaufelt Sand.
Laura wäscht Geld.

Wie oben (vgl. Satz (27)) gezeigt wurde, sind diese Sätze aber weniger transitiv, das Objekt ist in das Verb inkorporiert.

Die Gruppe (b) i) ist (a) – auf den ersten Blick und auf der synchronischen Ebene – am ähnlichsten: In V2-Sätzen steht der erste Wortteil in Objektposition. Der Unterschied zu (a) – also zu den typischen Inkorporationen – spiegelt sich auch in den Rechtschreibreformen wider, in denen nicht geklärt werden konnte, ob nun Groß- oder Kleinschreibung zu wählen sei (vgl. dazu auch Schrodts 2006):

- (35) *Hans läuft eis / Eis.*
Hans steht kopf / Kopf.
Hans und Laura stehen Schlange / Schlange.
Hans läuft amok / Amok.

Der Unterschied zwischen (a) und (b) i) liegt in der diachronen Entwicklung: Verben wie *goldsuchen* gehen auf eine Inkorporierung zurück, während Verben vom Typus *eislaufen* durch Rückbildung oder Konversion entstanden sind. Oft ist aber auch nicht klar, zu welcher Gruppe ein Verb gehört. Solche Verben dürften unter anderem *achtgeben*, *haltmachen* oder *worthalten* sein.

Die Gruppe (b) ii) bereitet zunächst auch keine Probleme: Alle Verben können konjugiert werden, ohne dass der substantivische Teil vom Verbstamm getrennt werden würde:

- (36) *Laura schlafwandelt.*
Laura handhabt die Aufgabe.
Hans wetteifert mit Franz.

Am meisten Schwierigkeiten bereitet die Gruppe (b) iii): Finite V2-Konstruktionen sind selten möglich und werden von den Sprechern auch gemieden. Ihr Status jedenfalls ist äußerst fragwürdig:

- (37) *Hans möchte bodenturnen.*
**Hans bodenturnt. ~ *Hans turnt boden / Boden.*
?weil Hans bodenturnt.
(38) *Laura kann gut bauchreden.*
**Laura bauchredet. ~ *Laura redet Bauch.*
?weil Laura bauchredet
(39) *Hans ist notgelandet.*
**Hans landet not / Not.*
?weil Hans notlandet

Vor allem die Verben in (b) i) scheinen durch Inkorporation und daher durch Grammatikalisierung entstanden zu sein, ganz genau wie (a). Synchronisch betrachtet – und ohne tieferes grammatisches Hintergrundwissen – ist auch kein Unterschied zu erkennen. Dass aber die substantivischen Bestandteile *kopf-*, *eis-*, *amok-* usw. niemals ein Objekt gewesen sind, sich aber zumindest teilweise so verhalten, soll jetzt gezeigt werden.

5.3.2. ‚Exkorporierung‘ und Degrammatikalisierung

Den Verben in (b) ii) (z.B. *schlafwandeln*) und (b) iii) (z.B. *brustschwimmen*) ist gemeinsam, dass sie weder ein Objekt inkorporiert haben noch durch Komposition entstanden sind. Laut Eschenlohr (1999) und Eisenberg (2006a) sind diese beiden Gruppen durch Konversion und Rückbildung entstanden. Von Konversion spricht man bei „Umkategorisierungen, die nicht

durch ein formales Mittel markiert sind“ (Eschenlohr 1999: 46). Einfache Beispiele dafür sind *Feile* > *feilen* oder *bleich* > *bleichen*. Rückbildungen hingegen entstehen dann, wenn ein Wort als eine bestimmte Konstruktion reanalysiert wird, diese Ausgangsform es in Wahrheit aber nie gegeben hat. Ein Beispiel dafür ist das Verb *ketzen*, das aus dem Substantiv *Ketzer* entstanden ist (vgl. Eschenlohr 1999: 143). Die Einheit *-er* wurde als Derivationsuffix reanalysiert – nach dem Muster: *Läuf-er* < *lauf-en* –, und somit konnte vom Nomen aus auf die (vermeintliche) verbale Ausgangsbasis rückgeschlossen werden: *Ketz-er* < *ketz-en*. Es kommt sozusagen zu einer „fehlerhaften“ Rekonstruktion: Der Sprecher glaubt, aus einer Form auf die ursprüngliche schließen zu können. Das geschieht durch Analogie, und zwar aufgrund eines Vorbildes, das formal (oder auch: auf der Oberfläche) ähnlich oder identisch ist und das tatsächlich durch Derivation entstanden ist. Im Englischen ist eine ganze Reihe von neuen Verben durch Rückbildung („back formation“) von ursprünglich aus dem Romanischen entlehnten Substantiven entstanden: die gängigen Verben *to act* < *action*, *to inspect* < *inspection*, *to defect* < *defection*, *to profess* < *profession*, *to imitate* < *imitation*, *to diagnose* < *diagnosis*, *to donate* < *donation* ebenso wie die von „Sprachpflegern“ bekämpften neueren Bildungen *to orientate* < *orientation* und *to baby-sit* < *baby-sitter* (vgl. Sihler 2000: 90).

Viele unserer „problematischen“ Verben dürften entweder durch Konversion oder Rückbildung entstanden sein. Die Verwirrung bei Verben wie (a) *kopfstehen* ~ *Kopf stehen*, *notlanden* oder (b) *eislaufen* ~ *Eis laufen*, *bodenturnen* kann dabei folgendermaßen erklärt werden: Das Ausgangswort ist ein substantivisches Kompositum, aus dem zunächst infinite Verbformen oder Verben in Verbletzstellung – auf jeden Fall aber noch kein komplettes Verbalparadigma – gebildet werden:

- (a) (der) *Kopfstand* > *kopfstehen* > *weil ich kopfstehe*
 (die) *Notlandung* > *notlanden* > *weil ich notlande*
- (b) (das) *Eislaufen* > *eislaufen* > *weil ich eislaufe*
 (das) *Bodenturnen* > *bodenturnen* > ?*weil ich bodenturne*

Die Verben sind keine echten Komposita, sondern Pseudo-Komposita. Allerdings werden sie nun – auf der synchronen Ebene – als echte Komposita reanalysiert und, wenn es syntaktisch zulässig ist, wie diese auch getrennt:

- (a) *weil ich kopf stehe* ~ *Kopf stehe* > *ich stehe kopf* ~ *Kopf*
weil ich notlande ~ *weil ich ?Not lande* > ?*ich lande not* ~ *Not*
- (b) *weil ich eislaufe* ~ *Eis laufe* > *ich laufe eis* ~ *Eis*
 ?*weil ich bodenturne* ~ ?*Boden turne* > ?*ich turne boden* ~ *Boden*

Die Gruppe (a) ist durch Rückbildung entstanden, die Gruppe (b) durch Konversion:

- (a) Rückbildung: Die Substantive *der Kopfstand* und *die Notlandung* haben den Anschein, als seien sie durch deverbale Derivation entstanden, was möglicherweise durch die Tatsache unterstützt wird, dass der jeweils zweite Bestandteil tatsächlich aus einem Verb entstanden ist: *stehen* > *der Stand*, *landen* > *die Landung*. Die Komposition erfolgte allerdings noch in der substantivischen Phase: *Stand* + *Kopf* > *Kopfstand*, *Landung* + *Not* ~ *not-* > *Notlandung*. In Analogie zu *der Stand* < *stehen* bzw. *die Landung* < *landen* entstehen auch die vermeintlichen Derivationen *Kopfstand* < *kopfstehen* bzw. *Notlandung* < *notlanden*, die aus diachroner Sicht nichts anderes als Pseudo-Derivationen und somit Pseudo-Verbkomposita sind. Ein nun als Kompositum (re-)analysiertes Verb wie *kopfstehen* hat starke oberflächensyntaktische, aber auch semantische Ähnlichkeiten mit einem Verb wie *kopfwaschen*, in das tatsächlich ein direktes Objekt inkorporiert wurde: *ich wasche meinen großen Kopf* > *ich wasche Kopf* > *weil ich kopfwasche*. Die Analogie dazu ist nicht vollständig: *weil ich kopfstehe* < *ich stehe kopf* ~ *Kopf* < **ich stehe meinen großen Kopf*.
- (b) Konversion: (*das*) *Eislaufen* und (*das*) *Bodenturnen* sind morphologisch gesehen Nomen, als solche aber substantivierte Infinitive (vgl. Eschenlohr 1999: 144), womit sie also stärkeren verbalen Charakter haben als Rückbildungen. Die Komposition muss jedoch auf der substantivischen Ebene erfolgt sein²⁴, also: *laufen* > *das Laufen* > *das Eislaufen* > *eislaufen*, *turnen* > *das Turnen* > *das Bodenturnen* > *bodenturnen*. Der deverbale zweite Bestandteil ist eine zusätzliche Motivierung für die Konversion des Nomens in ein Verb. Analogie begünstigt auch hier solche Bildungen: *eislaufen* beispielsweise ist oberflächensyntaktisch und semantisch dem echten Kompositum *Eis essen* ~ *eisessen* ähnlich, das durch Inkorporierung des direkten Objekts entstanden ist: *ich esse ein großes Eis* > *ich esse Eis* > *weil ich eisesse*. Auch hier ist die Analogie nicht vollständig: *weil ich eislaufe* > *ich laufe eis* ~ *Eis* > **ich laufe das glatte Eis*.

Gleichzeitig haben diese Beispiele gezeigt, dass die Akzeptabilität von syntaktischer Trennung unabhängig von der Entstehungsweise ist: *kopfstehen* und *notlanden* sind beide rückgebildete Verben, aber nur *kopfstehen* kann unzweifelhaft getrennt werden; *eislaufen* und *bodenturnen* sind konvertierte Substantive, aber nur *eislaufen* kann getrennt werden. Wir haben auch gesehen, dass Analogie (und somit in einem gewissen Sinn Volksetymologie)

²⁴ Auch wenn Eisenberg (2006a: 234) dazu schreibt: „Letztlich muss aber offen bleiben, ob sie nicht teilweise doch analogisch direkt als Verben gebildet sind.“

ebenso mitspielt. Es ist im Grunde also vollkommen bedeutungslos, wie einzelne Formen entstanden sind (vgl. Eschenlohr 1999: 144), denn es geht einzig um die (synchronische) Reanalyse, die ja nur dann möglich ist, wenn die „korrekte“ Etymologie den Sprechern nicht bekannt ist.

Die durch Rückbildung oder Konversion entstandenen Pseudo-Komposita sind selbst keine Inkorporationen, vielmehr dienen ihnen durch Inkorporation entstandene Verben als Vorbild der Analogie: Die Pseudo-Komposita haben den Anschein, als hätten sie ein direktes Objekt inkorporiert, weshalb beim Sprecher auch das Bedürfnis entsteht, dieses vermeintliche Objekt – das Dürscheid (1999: 28) passend „Scheinobjekt“ nennt – wieder vom Verb zu trennen und an die eigentliche Objektposition zu stellen:

- (40) *ich mag* *DO+V[*eislaufen*] > *ich* v[*laufe*] ?DO[*Eis*]
 (41) *ich mag* *DO+V[*bergsteigen*] > *ich* v[*steige*] *DO[*Berg*].

Der substantivische Wortteil in der Infinitivform ist in beiden Sätzen an sich kein direktes Objekt, wird aber – zu einem unterschiedlichen Grad – als solches reanalysiert. In (40) schließlich wird dieses „Scheinobjekt“ aus dem Verb sozusagen herausgeschält und in die Objektposition gestellt. In (41) ist das nicht möglich.

Dieser Prozess ist das Gegenteil von Inkorporierung, da nicht ein direktes Objekt in das Verb inkorporiert, sondern vielmehr der substantivische Bestandteil als ein inkorporiertes Objekt reanalysiert und als solches wieder aus dem Verb entfernt wird. Für solche Prozesse wird an dieser Stelle der Begriff ‚Exkorporierung‘ eingeführt. Bei der Inkorporierung wird das direkte Objekt grammatikalisiert, während bei der ‚Exkorporierung‘ ein neues Objekt (ein ‚Scheinobjekt‘) durch Degrammatikalisierung bei gleichzeitiger Semantisierung im Entstehen ist:

	Grammatikalisierung 		
echte Inkorporierung:		Inkorporierung: V + DO > [V DO]	
	<i>ich</i> v[<i>esse</i>] DO[<i>Eis</i>]	> <i>weil ich</i> DO+V[<i>Eis esse</i>]	> <i>eisessen</i>
Pseudo-Kompositum:	<i>ich</i> v[<i>laufe</i>] ?DO[<i>Eis</i>]	< <i>weil ich</i> *DO+VO[<i>Eis laufe</i>]	< <i>eislaufen</i>
		‘Exkorporierung’: [V DO] > V + DO	
	Degrammatikalisierung 		

Tabelle 24: Inkorporierung und ‚Exkorporierung‘ des direkten Objekts

Zum echten direkten Objekt hat es das ‚exkorporierte‘ Objekt dennoch nicht gebracht: Konstruktionen wie *eislaufen*, *kopfstehen*, *schlangestehen* oder *amoklaufen* bleiben, wie die Sätze in (27), schwach transitiv. Die semantische Transitivität nach Hopper/Thompson (1980) ist bei diesen Verben ja auch bei einer objektlosen Lesart gegeben. Diese (exkorporierten) Objekte sind keine reinen direkten Objekte, denn sie sind weder uneingeschränkt produktiv noch erweiterbar:

- (42) **Ich laufe das glatte Eis.*
 **Ich laufe es.*
 **Ich laufe den zugefrorenen See.*
 (43) **Ich stehe die Warteschlange.*
 **Ich stehe sie.*
 **Ich stehe eine große Menschengruppe.*

Daraus ergibt sich die Frage, ob diese ‚Scheinobjekte‘ in ihrem Prozess der Exkorporierung und Degrammatikalisierung lediglich noch nicht so weit fortgeschritten sind, dass sie, wie echte direkte Objekte, beliebig erweiterbar und austauschbar wären, oder aber ob es sich nicht vielmehr um eine Entwicklung hin zu Verbpartikeln statt zu Objekten handelt. Es könnte womöglich aber auch so sein, dass es zu einer Teilung kommt und sich die einen Konstruktionen in Richtung Objekt und die anderen in Richtung Verbpartikeln bewegen. Die Trennlinie könnte zwischen morphologisch (Verbpartikel) und syntaktisch (Objekte) trennbaren Bestandteilen gezogen werden:

<i>bergsteigen</i>	> <i>ich bin berggestiegen</i>	→ Verbpartikel
<i>skilaufen</i>	> <i>ich laufe Ski</i>	→ Objekt

Der Objektstatus solcher degrammatikalisierter Wortbestandteile bleibt also äußerst problematisch und müsste nach den bisherigen Ergebnissen auch abgelehnt werden. Eisenberg (2006a: 341) spricht bei solchen problematischen Konstruktionen wie *Eis laufen* von Verbpartikeln mit Objekteigenschaften, die gewöhnliche Partikeln nicht haben. Als einzige Gemeinsamkeit mit echten Objekten hebt auch Eisenberg (2006a: 341) die formale Übereinstimmung hervor. Diese Überlegung liegt auch Tabelle 24 zugrunde: *eislaufen* und *eisessen* sind einander formal so ähnlich, dass das Bedürfnis entsteht, die beiden Bestandteile *eis-* als Substantive und damit auch als Objekte zu identifizieren. Das Problem mit den Verbpartikeln ist allerdings, dass es sich bei ihnen um eine geschlossene, kaum produktive Klasse handelt, was wiederum dagegen spricht, dass nun neue Partikeln entstehen (vgl. Eschenlohr 1999: 159).

Ein Aspekt wurde bisher vernachlässigt (und wird es auch in der Literatur): Bislang war immer von der semantischen (graduellen) Transitivity die Rede. Verben an sich sind aber entweder intransitiv oder transitiv. Der prinzipiell intransitive Charakter eines Verbs wie *laufen* blockiert sozusagen die Entwicklung eines substantivischen Wortbestandteils zum reinen Objekt. Es gibt eine Grenze, und die liegt bei der Nicht-Referierbarkeit, Nicht-Quantifizierbarkeit und der defekten syntaktischen Funktion von „Scheinobjekten“ wie *Eis* oder *Schlange*. Allerdings gibt es auch Konstruktionen, die ein grundsätzlich transitives Verb enthalten: *worthalten*, *preisgeben*, *haltmachen*, *maßhalten*, *achtgeben*, *bruchrechnen*, *kopfrechnen*, *handhaben*, *lobpreisen* oder *maßregeln*. Eine Degrammatikalisierung zum Substantiv und zum direkten Objekt scheint dann eher möglicher zu sein, wenn das Verb transitiv ist:

- (44) *Ich halte Wort.* > *Ich halte mein Wort.*
Ich gebe Acht. > ?*Ich gebe sehr viel Acht.*
Ich halte Maß. > ?*Ich halte das Maß.*
Ich mache Halt. > ?*Ich mache einen Halt.*
Ich rechne Bruch. > *Ich rechne jetzt diesen Bruch hier.*

Es ist allerdings fraglich, ob es nicht zu einem erheblichen Bedeutungswandel kommt. Das ist vor allem bei den folgenden Verben offensichtlich:

- (45) *Ich gebe preis.* > *Ich gebe ?Preis.* > *Ich gebe (dir) den ersten Preis.*
Ich rechne kopf. > *Ich rechne ?Kopf.* > **Ich rechne meinen Kopf.*

Bei anderen transitiven Verben wiederum ist eine syntaktische Trennung gar nicht möglich, bei einigen nicht einmal eine morphologische:

- (46) *Ich handhabe den Fernseher.* > *Ich habe den Fernseher gehandhabt.*
Wir lobpreisen den Herrn. > *Wir haben ihn lobgepriesen.*
Ich maßregle ihn. > *Ich habe ihn gemäßregelt.*

Andererseits könnte man auch sagen, dass in (46) der Objektstatus von *hand-*, *lob-* und *maß-* gerade wegen des transitiven Verbs blockiert ist, damit die Stelle für ein echtes direktes Objekt frei bleibt (*den Fernseher*, *den Herrn*, *ihn*). Die Konstruktionen in (45) hingegen laufen der Semantik zuwider (zwar kann man einen Bruch oder eine Rechnung rechnen – ein inneres Objekt! –, aber keinen Kopf).

Die Frage, ob nun tatsächlich neue direkte Objekte entstehen können, bleibt weiterhin unbeantwortet. Man kann jedoch sagen, dass solange das Verb intransitiv ist, ein direktes Objekt nicht hinzutreten kann. Vielleicht müssen auch zwei unterschiedliche, eventuell

voneinander getrennte Prozesse in einer Weise verlaufen, dass sie am Ende die Bedingungen für neue Objekte bilden:

- (a) Der substantivische Bestandteil (z.B. *eis*-) muss immer ‚substantivischer‘ werden, an Semantik gewinnen und an grammatischer Abhängigkeit verlieren (Degrammatikalisierung). Das ist ein gradueller Prozess.
- (b) Das Verb (z.B. *laufen*) muss irgendwann von intransitiv auf transitiv umschalten – das wiederum ist ein binären Vorgang. Das würde bedeuten, dass zu einem bestimmten Verb im Valenzlexikon ein zweiter Eintrag erfolgen müsste (z.B. *laufen* 1: intransitiv, *laufen* 2: transitiv). Genau genommen würde in so einem Fall aber kein neues Objekt, sondern ein neues (transitives) Verb entstehen, das dann ein bereits bestehendes Objekt verlangt.

Es wurden eher neue Fragen aufgeworfen als die bestehenden gelöst. Unklar bleibt weiterhin, ob *eis* in *eislaufen* ein Objekt oder eine Partikel ist und ob folglich *eis* oder *Eis* geschrieben werden müsste. Ein reines, „echtes“ Objekt ist es jedenfalls nicht. Das wiederum scheint die in 4.2. gewonnene Überzeugung, dass es einen graduellen Übergang zwischen Objekt und Nicht-Objekt niemals geben kann, zu schwächen. Vielleicht kann das binäre Modell aber doch noch gerettet werden: Der Wortteil – oder, je nachdem, das Wort – *eis* ~ *Eis* ist ja nur auf der semantischen Ebene irgendwo auf einer Skala zwischen Nicht-Objekt und Objekt anzusiedeln. Je nachdem, ob man das Eis als ein Objekt betrachtet, das vom Vorgang des Eislaufens in irgendeiner Weise affiziert wird (das Eis wird etwa von den Schlittschuhen bearbeitet und dadurch verändert), oder lediglich als einen Modifikator, der angibt, um was für eine Art von Laufen es sich handelt (nämlich nicht um Marathonlaufen und nicht um eine Teilnahme an einem Staffel- oder Dauerlauf, sondern eben um Eislaufen – Laufen *auf dem* Eis), ist das Eis „objekthafter“ oder „weniger objekthaft“. Die semantische (metaphysische) Dimension legt aber eine „objektartige“ Interpretation nahe, da es sich um ein (konkretes und fassbares) Substantiv handelt und es noch dazu viele ähnliche Vorgänge gibt: Auto fahren, Rad fahren, Bahn fahren. *eis* ~ *Eis* könnte somit zum Patiens werden. Es entsteht das Bedürfnis, so, wie man fragen kann: „Was fährst du?“ – „Bahn“, auch zu fragen: „Was läufst du?“ – „Eis“. Das entspricht der Bedingung (a) oben. Dass aber eine solche Frage wohl als ungrammatisch eingestuft werden müsste, unterstreicht den uneindeutigen Objektstatus. Man könnte ja auch fragen: „Wie läufst du?“ Das Problem dabei ist nachwievor, dass *laufen* ein intransitives Verb ist und es als solches eine Erfragung des Objekts nicht zulässt. Solange das Verb intransitiv ist, lautet der binäre Code: Objekt⁻. Das entspricht der Bedingung (b). Von der formalen Seite her – und nur um die geht es ja in Hypothese II – kann *eis* ~ *Eis* immer nur

entweder ein Objekt oder eine Verbpartikel sein. Die Tatsache, dass sich *eis* ~ *Eis* semantisch gesehen fast wie ein Patiens verhält, mag eine zusätzliche oder die ausschlaggebende Motivierung für ein Umschalten des Verbs von intransitiv auf transitiv sein. Der formale Vorgang selber aber ist trotzdem binär:

	Objekt ⁻ (Partikel)	Objekt ⁺
semantisch	Modifikator -----	Patiens (Argument)
formal	intransitiv	transitiv

Tabelle 25: Das Verhältnis von Semantik und Form des DO

Offen bleibt hier weiterhin, in welchem Verhältnis die beiden Zeilen ‚semantisch‘ und ‚formal‘ stehen. Kognitivistisch und funktionalistisch ausgerichtete Sprachtheorien würden der semantischen Seite einen mehr oder weniger starken Einfluss auf die formale Seite zusprechen (‚semantisch‘ > ‚formal‘), während Generativisten und Vertreter ähnlicher, strukturalistischer Theorien die Trennlinie betonen würden (‚semantisch‘ vs. ‚formal‘). Es soll uns hier aber nicht weiter beschäftigen, ob das ‚Objekt⁺‘-Ende durch gegenseitigen Einfluss oder zufällig sowohl auf der semantischen als auch der formalen Seite erreicht wird (falls überhaupt). Zumindest aber im Bereich der syntaktischen Trennbarkeit dürfte die Semantik eine (mit-)entscheidende Rolle spielen: *skilaufen* ist syntaktisch trennbar (*ich laufe Ski*), während *paarlaufen* es nicht ist (**wir laufen Paar*): *Ski* (ebenso wie *Eis*, *Schlittschuh* und wahrscheinlich auch *Amok*) ist ein „besseres“ Patiens als *Paar*. Ähnlich ist es bei *bruchrechnen* und *kopfrechnen* (vgl. (44) und (45)): Ein Bruch kann gerechnet werden, ein Kopf aber nicht, weshalb sich dieser auch nicht gut als Patiens eignet.

‚Exkorporierung‘ wurde schon vorher unter Anführungsstrichen geschrieben, was sich nun bewahrheitet: Nicht das direkte Objekt wird aus dem Verb ‚exkorporiert‘, sondern in manchen Fällen kann, mit Unterstützung der Semantik, ein substantivischer Wortteil (z.B. *eis-*), der zuvor ein fester Bestandteil des Verbs war (*eislaufen*), vom Verbteil (*laufen*) getrennt werden und die Position eines inkorporierten Objekts (z.B. *ich laufe Eis-*) einnehmen. Es kommt dabei auf jeden Fall zu einer Degrammatikalisierung, auch wenn kein „neues“ Objekt entsteht. Von einer ‚Exkorporation‘ kann trotzdem gesprochen werden, denn dass ein gebundener Wortbestandteil aus einer fixen morphologischen Einheit herausgelöst wird, steht fest, auch wenn es nicht geklärt ist, welchen Status (Objekt oder Nicht-Objekt) das Endprodukt hat.

Ziel dieses Kapitels ist es, das enge Verhältnis von Verb und direktem Objekt zu beleuchten. Dass nur direkte Objekte in das Verb inkorporiert werden können, wurde in 5.3.1.

gezeigt. Auch wenn direkte Objekte vielleicht aus syntaktischer Sicht nicht aus dem Verb ‚exkorporiert‘ werden können, so kann ein zunächst rein grammatischer Wortbestandteil semantisiert werden, sodass es die semantische Eigenschaften (Patiens) eines direkten Objekts annehmen kann.

5.4. Zwischenresümee

Das Verb und das direkte Objekt stehen in einem besonderen Verhältnis zueinander. Das wurde in diesem Kapitel anhand von drei Phänomenen gezeigt: In einigen Sprachen wird nicht nur das Subjekt, sondern auch das direkte Objekt am Verb markiert; in der unmarkierten Wortfolge (*Basic Word Order*) stehen Verb und direktes Objekt fast immer nebeneinander; das direkte Objekt kann in das Verb inkorporiert werden, nicht aber das indirekte.

Dass Verb und direktes Objekt eine Einheit bilden, ist keine neue Erkenntnis, sondern schon sowohl im ‚Prädikat‘ (Verb + Objekt) der traditionellen Grammatik als auch in der VP der Generativen Grammatik zu finden. Die Ergebnisse dieses Kapitels, die außerdem Hypothese II stützen, sollten aber gezeigt haben, dass dieser Einheit – für die die Bezeichnung ‚VP‘ durchaus passend ist – ein großer Stellenwert in der Grammatikschreibung und -theorie beizumessen ist. Eine neue Einsicht ist die Gegenüberstellung der binären, agradiuellen Einheit [V+DO] und des Kontinuums der weiteren Argumente [IO / andere Ergänzungen], wie sie in Hypothese II vorgeschlagen wurde.

Für die VP kann daher folgende Unterteilung notiert werden:

VP → [V DO] [IO / andere Ergänzungen]

Diese „anderen Ergänzungen“ wurden hier stark vernachlässigt und würden eine eingehende Untersuchung verdienen. Vor allem der Frage, inwiefern sich das indirekte Objekt von anderen Ergänzungen unterscheidet, müsste nachgegangen werden. Dabei dürfte es – wie es Rotaetxe (1998) vorschlägt – einzelsprachliche Varianzen geben. Denn zumindest im Deutschen und einigen anderen Sprachen hat das indirekte Objekt ja doch etwas „objekt-artiges“ – und sei es nur im semantischen Sinn – an sich. Jedenfalls aber muss man in Sätzen mit drei Argumenten (traditionell: Subjekt, direktes Objekt und indirektes Objekt) mit einer asymmetrischen Anordnung rechnen. Dafür eignen sich die hierarchischen, zweigliedrigen Baumdiagramme, wie sie in der Generativistik verwendet werden, besser als die „platte[...]“ Struktur [der] ‚Valenzgrammatik‘“ (Abraham 1983: 265) (siehe Abbildung 4). Im X-Bar-

Schema steht die Einheit von Verb und direktem Objekt unter V' und spricht mit dem binären Charakter, wie er hier erarbeitet wurde, überein (siehe Abbildung 3):

V' [DO V⁰]

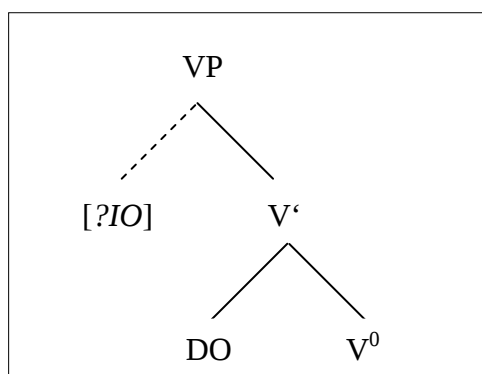


Abbildung 4: hierarchische Struktur

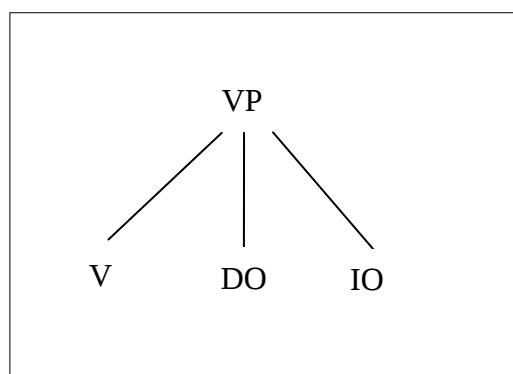


Abbildung 3: „platte“ Struktur

Probleme bereitet allerdings die Position des indirekten Objekts und anderer valenzgebundener Ergänzungen, die keine direkten Objekte sind, welche ja, wenn wir an Hypothese II festhalten wollen, an einem Kontinuum anzusiedeln sind. Diese müssen außerhalb von V', aller Voraussicht nach aber innerhalb von VP angesiedelt werden. Die naheliegende Lösung wäre, das indirekte Objekt einfach in die Spezifizierer-Position von VP zu stellen, wie es Abraham (1983: 267) (fürs Deutsche) und Richard K. Larson (zit. nach Schmidt 1994: 197) tun (siehe Abbildung 3). Dadurch entstehen aber weitere inner-generativistische Probleme (vgl. dazu v.a. Schmidt 1994), zu denen auch die sogenannten ‚Doppel-Objekt-Konstruktionen‘ zu zählen sind.

Die Frage des indirekten Objektes und der weiteren Ergänzungen kann hier nicht gelöst werden, allerdings spricht einiges für eine klare Abgrenzung dieser Ergänzungen vom direkten Objekt. Der Status des direkten Objekts hingegen ist relativ unproblematisch. Diesbezügliche Uneindeutigkeiten konnten vor allem anhand der rückgebildeten und konvertierten Verben gezeigt werden.

Abschließend können die in diesem Kapitel erarbeiteten Argumente für das enge Verhältnis von Verb und direktem Objekt folgendermaßen zusammengefasst werden:

	V	DO
Markierung am Verb	V ←————— DO	
Wortstellung	OV, VO	
Inkorporierung	V ←————— DO	

Tabelle 26: Das enge Verhältnis von Verb und DO

6. Zusammenfassung und Ergebnis

6.1. Zusammenfassung

Obwohl die traditionellen Termini ‚Prädikat‘, ‚Akkusativobjekt‘ und ‚Dativobjekt‘ unscharf sind und nicht die gesamte Komplexität der syntaktischen Beziehungen erfassen, liefern sie doch brauchbare erste Hinweise und werden auch bestätigt durch Teile dieser Arbeit: Eine NP im Akkusativ ist *meist* ein direktes Objekt und eine NP im Dativ *meist* ein indirektes Objekt. Das semantisch-ontologisch motivierte, aber ebenfalls unscharfe ‚Prädikat‘ der traditionellen Grammatiker findet sich im formalen Bund [V+DO] wieder und entspricht der VP in der Generativen Grammatik. Das direkte Objekt ist tatsächlich „direkter“ von der Handlung betroffen als das indirekte Objekt, dessen Objektstatus hingegen in Zweifel zu ziehen ist. Die Konsequenz, die sich daraus für die traditionelle Terminologie ergibt, ist, dass sie entweder durch schärfere Begriffe gänzlich ersetzt werden oder dass sie zwar beibehalten, aber präzisiert werden muss. ‚Akkusativobjekt‘ und ‚Dativobjekt‘ dürfen keinen Anspruch auf absolute Gültigkeit und Erklärungsadäquatheit erheben.

Ein nicht unbeträchtlicher Teil grammatiktheoretischer Probleme und Ungereimtheiten sowie fachlicher Dispute dürfte auf die bis heute unscharf gebliebene Terminologie vor allem im Bereich der Satzglieder einerseits und die mitunter stark abweichende Verwendung von Terminologie in den jeweiligen Theorien andererseits zurückzuführen sein. Daraus erwachsen viele Missverständnisse, ganz abgesehen von den aus diesen resultierenden Folgen für die Sprachdidaktik.

Zwei Modelle wurden vorgestellt, um Objekte von Nicht-Objekten zu scheiden: Ein Modell mit einem fließenden Übergang und eines mit einer klaren Grenze. Jede Untersuchung, die sich mit grammatiktheoretischen Fragen beschäftigt, wendet, ob bewusst oder unbewusst, eines der beiden oder beide Modelle an. Wichtig ist dabei, dass sich der Verfasser zu einem der Modelle bekennt und dass dies für den Leser auch erkennbar und nachvollziehbar ist. Es kann natürlich auch für unterschiedliche Gebiete jeweils ein anderes Modell gewählt werden. In dieser Arbeit wurde für die Unterscheidung von Objekten und Nicht-Objekten das binäre Modell gewählt: Ein Objekt – das heißt, ein direktes Objekt – ist immer ein Objekt, während andere Ergänzungen formal niemals ein Objekt sein können, semantisch aber Eigenschaften eines Objekts annehmen können. Hingegen wurde für die weiteren Ergänzungen das graduelle Modell gewählt.

Von größerem Ausmaß, aber damit verwandt, ist die Frage nach der Autonomie der Syntax: Auch hier muss ein Bekenntnis abgelegt werden, ob Syntax und Semantik ein Kontinuum darstellen oder ob es grundsätzlich eine Grenze gibt. Hier wurde ebenfalls zugunsten einer grundsätzlichen Autonomie der Syntax entschieden, was aber nicht heißt, dass semantische oder pragmatische Aspekte nicht auch zu Veränderungen in der syntaktischen Struktur führen können. Es bedeutet aber sehr wohl, dass die Semantik das Grundgerüst der Syntax nicht verändern, sondern lediglich Veränderungen in diesem hervorrufen kann, deren Möglichkeit aber in der Syntax schon angelegt sind. Das wurde an den rückgebildeten Verben illustriert: Auch wenn ein Verb wie *eislaufen* ~ *Eis laufen* die semantische Interpretation V+DO nahelegt, kann das Substantiv keinen formalen Objektstatus annehmen, solange die syntaktischen Weichen – nämlich ein Umschalten des Verbs von intransitiv auf transitiv – dafür nicht gelegt sind.

6.2. Ergebnis

Das Verhältnis der Satzglieder ist asymmetrisch: Verb und direktes Objekt bilden eine Einheit, während das indirekte Objekt außerhalb dieses Bundes, aber immer noch im Geltungsbereich des Verbs liegt, auch wenn es in diesen bei weitem nicht so stark einbezogen ist. Zwischen Objekten und Nicht-Objekten – d.h., auch zwischen direktem Objekt und indirektem Objekt – besteht eine klare Grenze. Der gegenseitige Einfluss von Verb und direktem Objekt kann einzelsprachlich, aber auch innerhalb einer Sprache unterschiedlich stark sein.

Der Status des indirekten Objekts konnte nicht geklärt werden. Es wurde aber die Hypothese postuliert, dass das indirekte Objekt einzelsprachlich unterschiedlich stark grammatikalisiert ist. Das betrifft natürlich die Systeme mit primären und sekundären Objekten nicht, sondern nur die mit direkten und indirekten Objekten. Allerdings darf die Vermutung gemacht werden, dass sich primäres und sekundäres bzw. direktes und indirektes Objekt stark analog verhalten. Wir können die Hypothese dahingehend vorsichtig erweitern, dass das indirekte Objekt (sowie wahrscheinlich das sekundäre Objekt) in Relation zu den anderen Ergänzungen immer stärker grammatikalisiert ist. Wir können entweder sagen, dass das indirekte Objekt gar keinen Objektstatus hat, oder aber dass der Objektstatus des indirekten Objekts sich *qualitativ* vom Objektstatus des direkten Objekts unterscheidet. Der Terminus indirektes ‚Objekt‘ ist somit nicht passend, wird hier aber trotzdem verwendet.

Das Verhältnis zwischen Verb und den beiden möglichen Aktanten DO und IO kann folgendermaßen dargestellt werden:

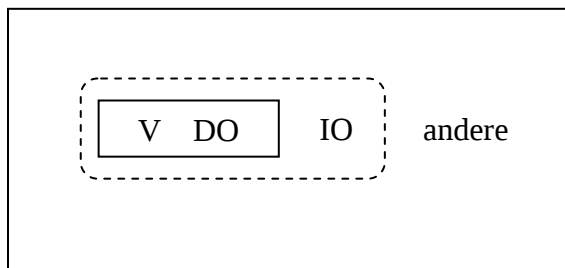


Abbildung 5: Das Verhältnis von V und den Aktanten (I)

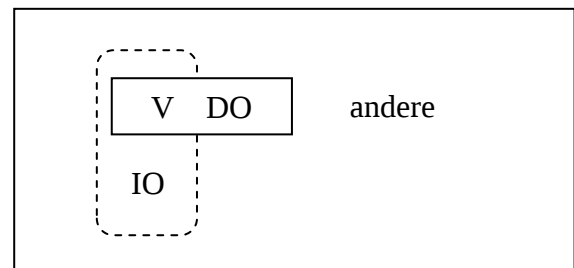


Abbildung 6: Das Verhältnis von V und den Aktanten (II)

(Der Unterschied zwischen den beiden Abbildungen besteht darin, dass IO in Abbildung 1 in irgendeiner, hier nicht näher bestimmten Weise vom VP-Komplex [V DO] abhängt und in Abbildung 2 nur vom Verb, allerdings in einer qualitativ anderen Weise als DO.) Aus beiden Darstellungen folgt, dass nur DO, nicht aber IO ins Verb inkorporiert werden kann. Zu klären wäre, ob IO *universal* entweder Abbildung 1 oder Abbildung 2 entspricht oder ob es auch hier *einzelsprachliche* Differenzierungen (Parameter) gibt. Aber auch im Falle von Abbildung 6 muss die Hierarchie DO > IO bewahrt werden.

Vieles von dem, was die hier vorliegende Untersuchung gezeigt hat, ist bereits in den gängigen grammatiktheoretischen Traditionen angelegt. Es konnte aber gezeigt werden, dass diese grundlegende terminologische und methodologische Mängel aufweisen. Entsprechende Lösungsvorschläge wurden präsentiert. Das Ziel weiterer Untersuchungen auf diesem Gebiet muss es sein, diese Mängel zu beheben und durch eine einheitliche Terminologie sowie durch eine transparente Methodologie das Wesen der menschlichen Sprache ein Stück weiter erklären zu können.

Literaturverzeichnis

Abraham, Werner (1982): Einleitung. – In: Abraham, Werner (Hg.): *Satzglieder im Deutschen. Vorschläge zur syntaktischen, semantischen und pragmatischen Fundierung*. – Tübingen: Narr, S. 7-39.

Abraham, Werner (1983): Die Unterscheidung von direktem und indirektem Objekt in den kasuslosen westgermanischen Sprachen und im Deutschen. – In: *Deutsch als Fremdsprache. Zeitschrift für Theorie und Praxis des Deutschunterrichts für Ausländer*. 20/5, 263-270.

Abraham, Werner (1988): *Terminologie zur neueren Linguistik*. 2., völlig neu bearb. u. erw. Aufl. Bd. 2. – Tübingen: Niemeyer (Germanistische Arbeitshefte).

Adgen, David (2003): *Core Syntax. A Minimalist Approach*. – Oxford: Oxford UP.

Aitchison, Jean (2007): *The Seeds of Speech. Language Origin and Evolution*. 3. Aufl. – Cambridge: CUP.

Blatz, Friedrich (1896): *Neuhochdeutsche Grammatik mit Berücksichtigung der historischen Entwicklung der deutschen Sprache*. 3., völlig Neubearb. Aufl. 2. Bd.: Satzlehre (Syntax). – Karlsruhe.

Clément, Danièle / Glück, Helmut / Thümmel, Wolf (2005): Prädikat 2. – In: Glück, Helmut (Hg.): *Metzler Lexikon Sprache*. 3. Neubearb. Aufl. – Stuttgart, Weimar: Metzler, S. 502f.

Coseriu, Eugenio (2003): *Geschichte der Sprachphilosophie. Von den Anfängen bis Rousseau*. Neu bearb. und erw. von Jörn Albrecht. – Tübingen, Basel: Francke (UTB 2266).

Cook, V. J. / Newson, Mark (2007): *Chomsky's Universal Grammar*. 3. Aufl. – Malden, Oxford, Victoria: Blackwell.

Croft, William (2003): *Typology and Universals*. 2. Aufl. – Cambridge: CUP.

Duden. *Die Grammatik* (2006). 7., völlig neu erarb. und erw. Aufl. – Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich: Dudenverlag (Duden 4).

Dürscheid, Christa (1994): Zur Positionierung der adverbialen Kasus im Deutschen. – In: Haftka, Brigitta (Hg.): *Was determiniert Wortstellungsvariation? Studien zu einem Interaktionsfeld von Grammatik, Pragmatik und Sprachtypologie*. – Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 123-137.

Dürscheid, Christa (1999): *Die verbalen Kasus des Deutschen. Untersuchungen zur Syntax, Semantik und Perspektive*. – Berlin, New York: de Gruyter (studia linguistica germanica 53).

Eisenberg, Peter (2006a): *Grundriss der deutschen Grammatik*. Bd. 1: Das Wort. 3., durchges. Aufl. – Stuttgart, Weimar: Metzler.

Eisenberg, Peter (2006b): *Grundriss der deutschen Grammatik*. Bd. 2: Der Satz. 3., durchges. Aufl. – Stuttgart, Weimar: Metzler.

Engel, Ulrich (1994): *Syntax der deutschen Gegenwartssprache*. 3., völlig neu bearb. Aufl. – Berlin: Erich Schmidt.

Ernst, Peter (2004): *Germanistische Sprachwissenschaft*. – Wien: Facultas (UTB 2541).

Eschenlohr, Stefanie (1999): *Vom Nomen zum Verb: Konversion, Präfigierung und Rückbildung im Deutschen*. – Hildesheim, Zürich, New York: Georg Olms (Germanistische Linguistik Monographien 3).

Evans, Vyvyan / Green, Melanie (2006): *Cognitive Linguistics. An Introduction*. – Edinburgh: Edinburgh University Press.

Fabricius-Hansen, Cathrine (2006): Das Verb. – In: *Duden. Die Grammatik*. 7., völlig neu erarb. und erw. Aufl. – Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich: Dudenverlag (Duden 4), S. 395-572.

Faarland, Jan Terje (1998): L'actance dans les langues germaniques. – In: Feuillet, Jack (Hg.) (1998): *Actance et Valence dans les Langues de l'Europe*. – Berlin, New York: de Gruyter (Empirical Approaches to Language Typology. Eurotyp 20-2), S. 789-809.

Fillmore, Charles J. (1968): The Case for Case. – In: Bach, Emmon / Harms, Robert T. (Hg.): *Universals in Linguistic Theory*. – New York [u.a.]: Holt, Rinehart and Winston, S. 1-88.

Friederici, Angela D [u.a.] (2006): Processing Linguistic Complexity and Grammaticality in the Left Frontal Cortex. – In: *Cerebral Cortex* 16/12, S. 1709-1717.

Gallmann, Peter / Sitta, Horst (1992): Satzglieder in der wissenschaftlichen Diskussion und in Resultatsgrammatiken. – In: http://www.personal.uni-jena.de/~x1gape/Pub/Satzglieder_1992.pdf (14. 2. 2009) [= ZGL 20.2 (1992), S. 137-181].

Gallmann, Peter (2006): Der Satz. – In: *Duden. Die Grammatik*. 7., völlig neu erarb. und erw. Aufl. – Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich: Dudenverlag (Duden 4), S. 773-1066.

Glück, Helmut (2005): Inneres Objekt. – In: Glück, Helmut (Hg.): *Metzler Lexikon Sprache*. 3. neubearb. Aufl. – Stuttgart, Weimar: Metzler, S. 283.

Graeser, Andreas (1996): Aristoteles (384-321 v. Chr.). – In: Borsche, Tilman (Hg.): *Klassiker der Sprachphilosophie. Von Platon bis Noam Chomsky*. – München: C.H. Beck, S. 33-47.

Greenberg, Joseph H. (1966): Some Universals of Grammar with Particular Reference to the Order of Meaningful Elements. – In: Greenberg, Joseph H. (Hg.): *Universals of Language*. 2. Aufl. – Cambridge, MA: MIT Press, S. 40-70.

Grewendorf, Günther (2002): *Minimalistische Syntax*. – Tübingen, Basel: Francke (UTB 2313).

Grewendorf, Günther (2006): *Noam Chomsky*. – München: C.H. Beck (bsr 574).

Grimm, Jacob (1967) [1898]: *Deutsche Grammatik*. Bd. 4. Hg. von Gustav Roethe und Edward Schröder. – Hildesheim: Georg Olms (Documenta Linguistica. Quellen zur Geschichte der deutschen Sprache des 16.-19. Jahrhunderts. Hg. von Ludwig Erich Schmitt).

Grodzinsky, Yosef / Santi, Andrea (2008): The Battle for Broca's Region. – In: *Trends in Cognitive Sciences* 12/12, S. 474-480.

Haselbach, Gerhard (1966): *Grammatik und Sprachstruktur. Karl Ferdinand Beckers Beitrag zur Allgemeinen Sprachwissenschaft in historischer und systematischer Sicht*. – Berlin: de Gruyter.

Heringer, Hans Jürgen (1995): *Grammatik und Stil. Praktische Grammatik des Deutschen*. – Berlin: Cornelsen.

Humboldt, Wilhelm von (2000) [1836]: Einleitung zum Kawi-Werk. – In: *Schriften zur Sprache*. Hg. von Michael Böhler. – Stuttgart: Reclam (UTB 6922), S. 30-207.

Hopper, Paul J. / Thompson, Sandra A. (1980): Transitivity in Grammar and Discourse. – In: *Language* 56, S. 251-299.

Jungen, Oliver / Lohnstein, Horst (2006): *Einführung in die Grammatiktheorie*. – München: Wilhelm Fink (UTB 2676).

Jungen, Oliver / Lohnstein, Horst (2007): *Geschichte der Grammatiktheorie. Von Dionysios Thrax bis Noam Chomsky*. – München: Fink.

Kürschner, Wilfried (2003): *Grammatisches Kompendium. Systematisches Verzeichnis grammatischer Grundbegriffe*. 4., ergänzte u. bearb. Aufl. – Tübingen / Basel: Francke (UTB 1526).

Linke, Angelika / Nussbaumer, Markus / Portmann, Paul R. (2004): *Studienbuch Linguistik*. 5., erw. Aufl. – Tübingen: Niemeyer (Reihe Germanistische Linguistik 121).

Mesch, Walter (2005): Subjekt. – In: Pechtl, Peter (Hg.): *Philosophie*. – Stuttgart, Weimar: Metzler (metzler kompakt), S. 186f.

Mithun, M. (2000): Incorporation. – In: Booji, G. [u.a.] (Hg.): *Morphologie. Ein internationales Handbuch zur Flexion und Wortbildung*. 1. Halbband. – Berlin, New York: de Gruyter (HSK 17/1), S. 916-928.

Mogensen, Jens Erik (1994): Die Termini ‚direktes‘ und ‚indirektes‘ Objekt. Zu ihrem Gebrauch in ausgewählten Grammatiken und Nachschlagewerken. – In: Halwachs, Dieter W. / Stütz, Irmgard (Hg.): *Sprache – Sprechen – Handeln*. Akten des 28. Linguistischen Kolloquiums, Graz 1993. Bd. 1. – Tübingen: Niemeyer (Linguistische Arbeiten 320), S. 147-154.

Palmer, F. R. (1994): *Grammatical Roles und Relations*. – Cambridge: CUP.

Piitulainen, Marja-Leena (1980): *Zum Problem der Satzglieder in der deutschen Grammatik der Gegenwart*. – Jyväskylä: Universität Jyväskylä (Studia philologica Jyväskyläensia 14).

Plank, Frans (1984): Preface. – In: Plank, Frans (Hg.): *Objects. Towards a Theory of Grammatical Relations*. – Orlando, Florida, London: Academic Press, S. viif.

Primus, Beatrice (1999): *Cases and Thematic Roles. Ergative, Accusative and Active*. – Tübingen: Niemeyer (Linguistische Arbeiten 393).

Pullum, Geoffrey K. (1977): Word order universals and grammatical relations. – In: Cole, Peter / Sadock, Jerrold (Hg.): *Syntax and Semantics 8: Grammatical Relations*. – New York: Academic Press, 249-277.

Ramers, Karl Heinz (2007): *Einführung in die Syntax*. 2. Aufl. – Paderborn: Wilhelm Fink (UTB 2174).

Regula, Moritz (1968): *Kurzgefaßte erklärende Satzkunde des Neuhochdeutschen*. – Bern, München: Francke.

Riese, Timothy (2001): *Vogul*. – München: Lincom Europa (LW/M 158).

Rotaetxe, Karmele (1998): Constructions triactanciellles et datif. – In: Feuillet, Jack (Hg.): *Actance et Valence dans les Langues de l'Europe*. – Berlin, New York: de Gruyter (Empirical Approaches to Language Typology. Eurotyp 20-2), S. 391-456.

Schmidt, Claudia Maria (1994): Zur syntaktischen Position indirekter Objekte im Deutschen: Pollockische Sätze oder Larsonische VPs? – In: Haftka, Brigitta (Hg.): *Was determiniert Wortstellungsvariation? Studien zu einem Interaktionsfeld von Grammatik, Pragmatik und Sprachtypologie*. – Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 197-217.

Schneider, H. J. (1989): Prädikation. – In: Ritter, Joachim/Gründer, Karlfried / Gabriel, Gottfried (Hg.): *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Bd. 7. – Darmstadt: Wiss. Buchges, Sp. 1194-1121.

Schrodt, Richard (2006): Doch prüfe, wer sich bindet ... oder: Nach kurzer Trennung wieder vereint. – In: *tribüne* 2006/3, S. 4-10.

Seyfert, Gernot (1976): *Zur Theorie der Verbgrammatik*. – Tübingen: Narr.

Sihler, Andrew L. (2000): *Language History. An Introduction*. – Amsterdam: Benjamins.

Sulkala, Helena / Karjalainen, Merja (1992): *Finnish*. – London, New York: Routledge (Descriptive Grammars).

Törkenczy, Miklós (2008): *Practical Hungarian Grammar*. 2., überarb. Aufl. – Budapest: Corvina.

Trask, R. L. (2007): *Language and Linguistics. The Key Concepts*. 2. Aufl. Hg. von Peter Stockwell. – London: Routledge.

Walter, Heribert (1981): *Studien zur Nomen-Verb-Distinktion aus typologischer Sicht*. – München: Fink.

Wegener, Heide (1985): *Der Dativ im heutigen Deutsch*. – Tübingen: Narr.

Wegener, Heide (1986): Gibt es im Deutschen ein indirektes Objekt? – In: *Deutsche Sprache* 14, S. 12-22.

Welke, Klaus (2007): *Einführung in die Satzanalyse. Die Bestimmung der Satzglieder im Deutschen*. – Berlin, New York: de Gruyter.

Welke, Klaus (2009): Valenztheorie und Konstruktionsgrammatik. (MS) – Erscheint in: *ZGL* 2009/1.

Whaley, Lindsay J. (1997): *Introduction to Typology. The Universality and Diversity of Language*. – Thousand Oaks, London, New Delhi: Sage.

Wildgen, Wolfgang (2008): *Kognitive Grammatik. Klassische Paradigmen und neue Perspektiven*. – Berlin, New York: de Gruyter.

Wöllenstein-Leisten, Angelika [u.a.] (1997): *Deutsche Satzstruktur. Grundlagen der syntaktischen Analepse*. – Tübingen: Stauffenburg.

Wunderlich, Hermann (1892): *Der deutsche Satzbau*. – Stuttgart: Verlag der J.G. Cotta'schen Buchhandlung.

Wunderlich, Dieter (2003): Was geschieht mit dem dritten Argument? – Realisierungstypen für den Rezipienten und das Ziel. – In: [http://user.phil-fak.uni-duesseldorf.de/~wdl/Drittes Argument.pdf](http://user.phil-fak.uni-duesseldorf.de/~wdl/DrittesArgument.pdf) (28. 2. 2009) [Zentrum für Allgemeine Sprachwissenschaft Berlin 10. Nov. 2003, Universität Potsdam 11. Nov. 2003. Handout]

Zifonun, Gisela / Hoffmann, Ludger / Strecker, Bruno (1997): *Grammatik der deutschen Sprache*. Bd. 2. – Berlin, New York: de Gruyter.

Anhang

Abstract (English)

Deeper insight into the historical background of the terminology for syntactic relations reveals that much of the confusion and the disagreement among linguists is due to terminological inaccuracy. The German terms ‘Akkusativ-Objekt’ and ‘Dativ-Objekt’ mix morphological, relational, semantic, and also ontological aspects. The morphological form of an NP does not suffice to designate its syntactic status. Two models are presented to distinguish objects from non-objects:

- (a) there is a gradual transition, or
- (b) there is a clear-cut boundary.

The results of this analysis as well as the underlying theoretical argumentation provide support for hypothesis (b): An NP is either an object or it is not an object at all. This has two consequences: The direct object and the verb form a unit ([V DO]), whereas the indirect object falls on the non-object side. Even if the indirect object is in some way more closely bound to the verb than other non-object complements ([V DO] [IO / other complements]), this issue, however, remains to be defined. Evidence for the object-verb-unit is provided by the ‘Grammatical Relations Hierarchy’ and the ‘Case Hierarchy’, from the basic word order types, and from noun incorporation. The status of the indirect object remains dubious. However, it is clear that it is not part of the verb-object-unit, which is more or less equivalent with the VP in Generative Grammar and the predicate phrase in traditional grammar.

Abstract (Deutsch)

Ein genauerer Blick auf den historischen Hintergrund der Satzgliedterminologie zeigt, dass ein nicht unwesentlicher Teil der Missverständnisse und der Meinungsverschiedenheiten zwischen Sprachwissenschaftlern auf eine terminologische Unschärfe zurückgeführt werden kann. Die Begriffe ‚Akkusativ-Objekt‘ und ‚Dativ-Objekt‘ vermischen morphologische, funktionale, semantische und sogar ontologische Aspekte. Die morphologische Form einer NP reicht nicht aus, um deren syntaktischen Status zu bestimmen. Zwei Modelle werden präsentiert, um Objekte von Nicht-Objekten zu unterscheiden:

- (a) es gibt einen graduellen Übergang oder
- (b) es existiert eine klare Grenze.

Sowohl die Ergebnisse dieser Arbeit als auch die zugrundegelegte theoretische Argumentation unterstützen Hypothese (b): Eine NP ist entweder ein Objekt oder es ist überhaupt kein Objekt. Das hat zweierlei Konsequenzen: Das direkte Objekt und das Verb bilden eine Einheit ([V DO]), während das indirekte Objekt auf der Nicht-Objekt-Seite anzusiedeln ist. Auch wenn das indirekte Objekt in irgendeiner Weise näher an das Verb gebunden ist als andere Ergänzungen, die keine Objekte sind ([V DO] [IO / andere Ergänzungen]), muss es noch näher definiert werden. Die Einheit von Objekt und Verb wird durch die ‚Grammatical Relations Hierarchy‘ und die ‚Case Hierarchy‘, durch die unmarkierte Wortstellung sowie durch Inkorporation des Nomens ins Verb belegt. Der Status des indirekten Objekts bleibt ungeklärt. Es ist jedenfalls eindeutig, dass es kein Teil der Verb-Objekt-Einheit ist, die mehr oder weniger der VP in der Generativen Grammatik und dem Prädikat in der Traditionellen Grammatik entspricht.

Lebenslauf

Geburtsdatum: 28. Juli 1983
Geburtsort: Wien
Staatsangehörigkeit: Österreich

Ausbildung:

Juli 2008	Teilnahme an der „Summer School of Mari Language and Culture“, Mari State University, Joschkar-Ola (Russland) (7.7.-25.7.)
Seit November 2007	Magisterstudium Finnisch-Ugrische Sprachwissenschaften
November 2007	Abschluss Bakkalaureat Hungarologie mit Auszeichnung
August 2007	Stipendiat des „Europäischen Forums Alpbach 2007: Emergence – Die Entstehung von Neuem“
Oktober 2006 – Juni 2007	Studium an der University of Sussex, Brighton, UK (Erasmus Stipendium) – Lehrveranstaltungen in Sprachwissenschaft und Literaturwissenschaft
März 2006 – Februar 2009	Stipendiat des Studienförderungswerkes PRO SCIENTIA
November 2005	Erste Diplomprüfung Deutsche Philologie
Oktober 2004 – Jänner 2005	Studium an der Karl-Franzens-Universität Graz
Seit Oktober 2003	Studium der Deutschen Philologie an der Universität Wien
Juni 2002	AHS-Matura am Akademischen Gymnasium Wien mit Auszeichnung
Jänner 2000 – Juni 2000	Auslandssemester als AHS-Schüler an der Greendale Community School Dublin, Irland

Wissenschaftliche Erfahrung und Berufserfahrung:

Seit März 2008	Freier wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Kommission für Linguistik und Kommunikationsforschung, Forschungsschwerpunkt Neuropsycholinguistik
Seit Jänner 2008	Sprachtrainer am Sprachinstitut „World Wide Teaching“, Wien, für die Sprachen Deutsch, Englisch und Ungarisch

Seit Juli 2007	Aushilfskraft als Bibliothekar in der Fachbereichsbibliothek Finno-Ugristik an der Universität Wien
August 2006	Volontariat in der Redaktion der Wochenzeitung „Die Furche“
August – September 2005	Praktikum bei „Joanneum Research“, Graz
Jänner – September 2003	Ehrenamtlicher Redakteur und Kolumnist des Online-Jugendmagazins „CHiLLi.cc – Österreichs unabhängige Jugendseite“, Wien
August – September 2005	Volontariat bei der Wochenzeitung „Niederösterreichische Nachrichten“, Mödling

Sprachkenntnisse:

Ungarisch:	Muttersprache
Deutsch:	Erstsprache
Englisch:	sehr gut
Französisch:	gut
Latein:	passives Verständnis
Marisch:	Basiswissen
Wogulisch:	passive Lesekompetenz
Finnisch, Estnisch:	grundlegende, nicht-kommunikative Kenntnis der sprachlichen Struktur

Wissenschaftliche Veröffentlichungen:

Verwandtschaftsbezeichnungen im Deutschen. – In: Reader zur Sommerakademie 2007. Rahmenthema Familie. – Österreichisches Studienförderungswerk Pro Scientia: [Wien 2007], S. 48-53.

Die Entwicklung der ungarischen Kirchen in Rumänien von 1944 bis 1989. – In: Lutherische Kirche in der Welt 2007/54, S. 173-188.

Der Verbmodus als universale Kategorie. – Erscheint: www.univie.ac.at/germanistik (Textpool)